

Oesterreichische Gesundheits = Zeitung ;

; u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

62.

Wien, Mittwoch den 1. December.

1830.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagsbuchhandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) auf den gegenwärtigen Jahrgang mit vier Gulden C. M. In den Provinzen nehmen die k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern das Blatt um den Preis von sechs Gulden C. M. wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder auch durch die Carl Gerold'sche Buchhandlung in Monatheften für 5 Thlr. sächs.

Etwas über die Cholera, wie wir sie kennen.

Die Cholera morbus, Brechrühr, ist eine Krankheit, die schon den ältesten Ärzten, bekannt war, und die in allen Ländern Europas, besonders in den nördlichen, und auch in Gebirgsgegenden südlicher Länder, als einzeln dastehend (sporadisch), nicht selten in ihrer wahren Gestalt mit voller Heftigkeit erscheint. Es fehlen sogar nicht Beispiele, daß sie in solchen Gegenden epidemisch herrschte. Dieß war besonders der Fall, wenn nach anhaltender Sommerhitze das gesammte Leben in allen seinen Verrichtungen herabgestimmt, und vorzüglich in den Verdauungs- und Wiedererstattungsorganen in die tiefste Schwäche versetzt wurde, wodurch die Galle und alle übrigen erzeugten Säfte entarteten, und sich bey der geringsten Veranlassung widernatürlichen Bewegungen und Entmischungen leicht hingaben. Trat bey so bewandten Umständen jähling ein heftiger Frost in Verbindung mit einem gröblichen Diätfehler ein, wodurch die geschwächten Eingeweide gereizt, und die Transpiration durch Erältung plötzlich gestört, und mit Gewalt zurückgetrieben wurde; so kamen nicht selten solche Erscheinungen bey mehreren Individuen zugleich in Vorschein, welche jene fürchterliche Krankheit bezeichnen.

Zum Glück aber beschränkte sich diese Krankheit größtentheils nur auf einzelne, besonders ausgezeichnete disponirte Subjecte, und artete bey uns nie so weit aus, daß sie ein eigenes Contagium, welches vollkommen Gesunde ergreifen, und in dieselbe Krankheit versetzt hätte, zu entwickeln im Stande gewesen wäre. Übrigens zeigte die Erfahrung, daß sie sich im Herbst und Frühjahr lieber als zu einer andern Jahreszeit einstellte; zu jeder Jahreszeit aber sich einfinden könne, wenn bey geschwächtem Körper ein greller Temperaturrechsel mit einem Diätfehler zusammentrifft. Ausschweifungen aller Art, Übermaß sinnlicher Genüsse, Überreizung durch zu große und zu anhaltende Körperliche und geistige Anstrengung, niederdrückende Gemüthsaffecte,

Mangel an gesunder Nahrung, Genuß unreifen und schlechten Obstes, sauren Weines, verdorbener oder noch gährender Biere, übel gerathener oder schlecht zubereiteter Gemüse, saurer und stark gesalzener Speisen überhaupt, und verdorbener Käse insbesondere; ferner Mangel an gehöriger Bekleidung des Körpers, besonders der Füße und des Bauches, plötzliche Erältung bey schweißendem Körper, anhaltend nagelaste Witterung: sind im Stande, nach und nach jenen Schwächezustand zu erzeugen, der vor Allem zu dieser Krankheit disponirt.

Befindet sich dergestalt der Mensch in einem solchen allgemeinen Schwächezustand, wo die gestörten Digestions- und Reproductionsorgane in ihrer sensiblen und irritablen Sphäre tief gesunken, wo das Sonnengesicht selbst bey abnormen Säften, obstruirter Leber, Milz und Magendrüsen heftig ergriffen ist; da kann jede veranlassende Ursache, welche die transpirablen Stoffe von der Oberfläche des Körpers mit Heftigkeit nach den Baucheingeweiden treibt, die Cholera hervorbringen. Denn durch die Sympathie der oberflächlichen Transpirationsgefäße mit denen des Magens und der Gedärme, die nicht selten ihre Verrichtungen wechselseitig übernehmen, begünstigt, strömen alle Ausdünstungsstoffe in Folge einer solchen Veranlassungsursache nach Innen, die durch die träge Circulation in der Leber, den Gallenbehältern und übrigen Eingeweiden zurückgehaltenen scharfen Säfte werden zugleich in Bewegung gesetzt, und Magen und Gedärme sehen wir hiervon in unglaublicher Menge überschwemmt, und zugleich durch den widernatürlichen Reiz schmerzhaft ergriffen, welcher zunächst auf die Magen- und Eingeweidennervengeflechte übergeht, das ganze Sonnensystem erschüttert, und von da auf alle Nerven des gesammten Organismus sich fortpflanzt. Es entsteht daher allgemeines, bedeutendes Uebelbefinden, Übelkeit, Magenkrampf, unausstehlicher Stuhl, und endlich heftiges, schmerzhaft krampfartiges Erbrechen; zugleich mit gewaltigen, von kolikartigen Schmerzen begleiteten, wässerigen und galligten, sehr häufigen Durchfällen. Dieser krampfhafte, gewaltige Act wird durch immerwäh-

rendes Zufließen von Säften nicht nur unterhalten, sondern bedeutend verstärkt, die Lebenskraft sinkt durch so häufigen ununterbrochenen Säfteverlust noch mehr, die Irritabilität (Reizbarkeit) steigt immer höher, und die Entleerungen werden jede Minute schmerzhafter, zahlreicher und ergiebiger. Das allgemeine Muskelsystem geräth in einen heftigen krampfhaften Zustand, die Hände und Füße werden kalt und zusammengezogen, selbst die Gesichtsmuskeln verkürzen sich dergestalt, daß die Physiognomie des Kranken oft beynahe unkenntlich wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über die Senfpflaster *).

Von den Doctoren Trousseau und Blanc.

Zu den Medicamenten, deren Wirkungsart zu kennen, für den Arzt, und nicht minder für den Nichtarzt, dem die Zubereitung und Application derselben in den meisten Fällen übertragen wird, von großer Wichtigkeit ist, muß man auf alle Fälle auch diejenigen zählen, welche in äußersten Fällen angewendet werden, und von denen häufig die Rettung der Patienten abhängt; man kann daher die Versuche nicht zu viel wiederholen, aus welchen man genau die beste Art lernt, wie man diese verschiedenen äußeren Mittel anzuwenden hat.

Nachdem wir alle Bücher über Arzneymittellehre nachgeschlagen, alle Artikel über Senfpflaster gelesen haben, sind wir wahrhaft erstaunt über die unter den Schriftstellern obwaltende Meinungsverschiedenheit. Manche rathen, das Senfmehl mit warmem Wasser oder mit warmem Essig anzumachen; andere wählen dazu vorzugsweise den Essig, oder concentrirte Essigsäure, um eine stärkere Wirkung hervorzubringen. Jene empfehlen ausdrücklich frisch gemahlene Senfmehl, und diese wollen, daß man nur die Kleyen dieses Mehles anwende. Ganz anders verhält es sich, wenn von der Dauer der Anwendung die Rede ist. Der Eine läßt den Senf vier Stunden mit der Haut in Berührung; der Andere begnügt sich mit 2 oder 3 Stunden; und Einige gestatten nur 1 oder $\frac{1}{2}$ Stunde.

Was sollen nun diejenigen thun, welche diese Bücher lesen? Wie sollen sie die Senfpflaster zubereiten? Wie lange dieselben liegen lassen? Da wir aber nicht wußten, woran man sich bey dieser Meinungsverschiedenheit zu halten habe, so haben wir dasjenige gethan, womit man vor dem Schreiben hätte beginnen sollen; wir haben nämlich Versuche angestellt, und wollen jetzt von den Resultaten dieser Versuche Rechnung ablegen.

Erste Frage. — Muß man frisch gemahlene Senf, oder solchen Senf nehmen, der schon seit langer Zeit in Mehl verwandelt worden ist?

Wir machten 2 Portionen Senf mit kaltem Wasser an. Die eine Portion war seit 8 Tagen gemahlen, und in einem verschlossenen Kasten aufbewahrt worden; die andere war

im Monate Februar 1830, also vor 5 Monaten, gemahlen, in einen Papiersack gethan, und in einem feuchten Schrank aufbewahrt worden. Die beyden Senfpflaster wurden gelegt, eins auf die rechte, und das andere auf die linke Wade.

| Neuer Senf. | Alter Senf. |
|---|--|
| Nach $4\frac{1}{2}$ Minuten. Eine schwache Empfindung von Prickeln. | Nach $4\frac{1}{2}$ Minuten. Keine Empfindung. |
| Nach 5 Minuten. Ein wenig Brennen, leichtes Klopfen der Pulsadern. | Nach 5 Minuten. Keine Empfindung. |
| Nach 6 Minuten. Heftiges Brennen. | Nach 6 Minuten. Schwache Empfindung von Prickeln. |
| Nach 7 Minuten. Das Brennen nimmt zu. | Nach 7 Minuten. Schwaches Brennen. |
| Nach 8 Minuten. Das Brennen ist sehr heftig. | Nach 8 Minuten. Heftiges Brennen und Klopfen der Arterien. |
| Nach 9 Minuten. Der Schmerz dringt immer tiefer; Gefühl von Schwere in dem Theile, welcher mit dem Senf in Berührung steht. | Nach 9 Minuten. Empfindung von Brennen; der Schmerz wird tiefer. |
| Nach 10 Minuten. Empfindung von Hitze, und dem heftigsten Brennen. | Nach 10 Minuten. Die Empfindung ist dieselbe, wie im andern Unterschenkel. |

Der Versuch ist wiederholt worden, und hat immer dieselben Resultate gegeben. Daraus sieht man nun, daß das alte Mehl nach 10 Minuten eben so wirken konnte, wie das neue, obschon es anfangs eine nicht so rasche Wirksamkeit zu besitzen schien.

Es findet also ad 1. zwischen dem seit 8 Tagen, und dem seit 5 Monaten gemahlene Senfmehl kein merklicher Unterschied Statt.

Zweyte Frage. — Wirkt ein mit warmem Wasser zubereitetes Senfpflaster schneller, als ein mit kaltem Wasser zubereitetes?

Wir legten zwey Senfpflaster, das eine mit Wasser von 40° Réaumur, und das andere mit Wasser von 15° Réaumur zubereitet.

Kaltes Wasser. Siehe den ersten Versuch.

Warmes Wasser. Nach zwey Minuten eine schwache Empfindung; nach 3 Minuten ein wenig Brennen; nach 4 Minuten lebhaftes Brennen; schwaches Klopfen der Arterien; nach 5 Minuten schmerzhaftes Brennen, sehr merkliches Klopfen, auch wird der Schmerz zugleich weit tiefer; nach $5\frac{1}{2}$ Minute ist der Schmerz sehr heftig und sehr brennend; nach 7 Minuten nimmt der Schmerz nicht auf eine so merkliche Weise zu, wird aber noch tiefer, das Klopfen der Arterien hat etwas abgenommen; nach 10 Minuten derselbe Zustand.

Vergleicht man die Wirkungsart dieser beyden Senfpflaster, so sieht man, daß das mit warmem Wasser bereitete weit rascher wirkt, als das mit kaltem Wasser bereitete; aber nach 10 Minuten sind die Wirkungen ganz dieselben. Dieß läßt sich auch sehr gut begreifen; indem nämlich diese

*) Archives Générales de Médecine, Tome XXIV, Sept. 1830.

Zeit hinreichend gewesen ist, um die Temperatur des Senfpflasters, und diejenige der Haut auf einerley Niveau zu bringen.

Es wirkt also ad 2. ein mit warmem Wasser zubereitetes Senfpflaster schneller, als ein mit kaltem Wasser zubereitetes; aber nach wenig Minuten verschwindet diese Verschiedenheit.

Wir wollen daraus nicht folgern, daß es unter allen Umständen ganz gleichgültig sey, ob ein mit kaltem oder ein mit warmem Wasser zubereitetes Senfpflaster gelegt wird; denn es läßt sich nicht läugnen, daß die Empfindung, welche ein kalter Körper hervorbringt, welcher einige Minuten lang mit der Haut in Berührung steht, in gewissen Fällen nachtheilig seyn könne. Aber die Temperatur der Oberfläche des Senfs kommt sehr schnell ins Gleichgewicht mit derjenigen der Haut; und übrigens wird das Blut so rasch nach der Haut gezogen, daß wir die Befürchtungen für sehr übertrieben halten, welche mehrere Therapeuten in diesem Betreff an den Tag gelegt haben.

Dritte Frage. — Wirkt das mit Essig angemachte Senfmehl kräftiger, als das mit Wasser angemachte?

Wasser. — Siehe den ersten Versuch.

Essig. — Nach 15 Minuten eine schwache Empfindung von Brennen; nach 20 Minuten: das Brennen hat ein wenig zugenommen, ist aber noch immer fast unmerkbar; nach 25 Minuten: das Brennen wird ein wenig heftiger; nach 50 Minuten: das Brennen wird noch merklicher, und ganz demjenigen ähnlich, welches, wenn das Senfpflaster mit Wasser bereitet war, nach 6 Minuten empfunden wurde.

Dieser Versuch ist an verschiedenen Personen mehrmals wiederholt worden, und hat immer dasselbe Resultat gegeben. Und vergleicht man die Wirkungsart der beyden Senfpflaster, so findet man, daß dasjenige, welches mit Wasser bereitet worden, eben so viel Schmerz nach 6 Minuten verursacht, als das mit Essig angemachte nach 50 Minuten. Man kann also sagen, daß in diesem Falle der Grad der Wirksamkeit des einen zum Grade der Wirksamkeit des andern sich wie 6 zu 50, oder wie 1 zu 8 verhalte.

Bis hierher hatten wir nur kalten Essig angewendet, und wollten auch untersuchen, ob warmer Essig eine größere Wirksamkeit besitze; aber unsere Versuche verschafften uns bald die Überzeugung, daß die Temperaturerhöhung dieser Flüssigkeit die Wirksamkeit des Senfpflasters um nichts vermehrt.

Wir hatten bis jetzt nur Speiseessig angewendet, in der Meinung, daß die verdünnte Essigsäure beym Resultat unserer Versuche wenig in Anschlag komme. Wir machten jetzt auch Senfmehl mit einer gleichen Quantität Wasser und concentrirter Essigsäure an, und erlangten folgendes Resultat:

Das Senfpflaster lag 45 Minuten auf der Haut, ohne die geringste brennende Empfindung zu verursachen.

Endlich bereiteten wir zur Bervollständigung unserer Versuche zwey Senfpflaster, das eine mit concentrirter Essigsäure, und das andere mit Wasser. Die Resultate wa-

ren so außerordentlich, daß wir sie der Vergleichung halber neben einander stellen wollen.

W a s s e r.

Nach 6 Minuten. Schwache Empfindung von Prickeln.

Nach 7 Minuten. Kein heftiges Brennen.

Nach 8 Minuten. Heftiges Brennen, Klopfen der Arterien.

Nach 9 Minuten. Brennen der Schmerz.

Nach 10 Minuten. Sehr schmerzhaftes Brennen; der Verband wird abgenommen.

Concentrirte Essigsäure.

Nach 6 Minuten. Nichts.

Nach 7 Minuten. Kein heftiges Brennen.

Nach 8 Minuten. Das Brennen hat ein wenig zugenommen.

Nach 9 Minuten. Der Schmerz ist geringer als unter dem andern Senfpflaster.

Nach 10 Minuten. Ziemlich heftiges Stechen; schwaches Klopfen der Arterien.

Nach 11 Minuten. Schmerzhaftes Stechen; eine andere Empfindung, als diejenige, welche das andere Senfpflaster verursachte.

Nach 12 Minuten. Brennen der Schmerz; der Verband wird abgenommen.

Man hätte in der That nicht a priori geglaubt, daß die concentrirte Essigsäure in der Zusammensetzung eines Senfpflasters schwächer wirke, als das einfache Wasser.

Wir hatten so eben gesehen, daß die concentrirte Essigsäure, mit Senf vermischt, fast gar keine Wirksamkeit hat, und da wir gern wissen mochten, ob ein cataplasma, aus derselben Säure und Holzägespänen bereitet, wirksamer sey, als das Senfpflaster; so machten wir einen Teig aus der genannten Säure und dem Staub unseres Schreibzeuges, und legten denselben aufs Bein. Nach 1½ Minuten entstand ein heftiges Stechen; nach 2 Minuten war der Schmerz sehr heftig. Eine halbe Minute nachher war er unerträglich; und nach 3 Minuten war der Schmerz so heftig, daß wir genöthigt waren, den Verband abzunehmen. Aber dieß half Alles nichts, und heute, nachdem 3 Monathe vorüber sind, besitzen wir noch das Zeichen dieser Ägung.

Es wirkt also ad 3. mit Wasser angemachter Senf weit energischer, als solcher, der mit gewöhnlichem Essig, mit verdünnter Essigsäure, oder mit concentrirter Essigsäure angemacht ist; und die Essigsäure verliert in der Vermischung mit Senf ihre Wirksamkeit. Der Senf wird also durch Essigsäure, und umgekehrt die Essigsäure durch den Senf geschwächt.

Will man jetzt eine lebhafte Röthung, und selbst eine oberflächliche Verbrennung der Haut hervorbringen, so genügt es schon, über die Haut ein wirkungsloses Pulver auszubreiten, und aus einem Schwamme dasselbe mit Radicalessig zu betröpfeln; sicherlich wird nie ein Senfpflaster eine so rasche Wirkung hervorbringen. Verlangt man aber eine Sinapisation, d. h. eine Modification der Haut, welche eine Empfindung, eine Röthe, eine Geschwulst hervorbringt, die

man als eigenthümliche Wirkung der Senfpflaster betrachtet; so bedarf es Senf und Wasser.

Und will man jetzt ein Senfpflaster mildern, so bereitet man es, statt Leinsamen, Brotkrume, Sauerteig zuzusehen, bloß mit Essig.

Alle Senffabrikanten (vinaigriers) theilen ihren Lehrlingen mit, wie man das Stechende des Senfes mit Essig mildern müsse. Dieser nützliche Unterricht ging nicht verloren; denn einige Ärzte wissen ihn recht gut zu benutzen. Swligné schrieb schon vor, und im Spitale des Hrn. Bretonneau ist es ein ganz gewöhnliches Verfahren, die Senfpflaster mit Essig zu mildern. Dennoch wird in allen Lehrvorträgen und in fast allen medicinischen Werken das Gegentheil gelehrt. Und dieses ist der Grund, weshalb wir diese Versuche bekannt gemacht haben, die vielleicht dazu beitragen werden, die Ärzte mit einer therapeutischen Notiz vertrauter zu machen, welche wir den Senffabrikanten verdanken.

(Der Beschluß folgt.)

Die nährenden Eigenschaften des Zuckerrohrs *).

Dutrone nennt den Zucker den vollkommensten nährenden Stoff in der Natur, und das Zeugniß vieler Ärzte bestätigt diesen Ausspruch. Dr. Rush in Philadelphia behauptet in Übereinstimmung mit Allen, die ihn analysirt haben, daß der „Zucker die größte Quantität Stoff einer jeden Sache in der Natur gebe.“ Durch den alleinigen Genuß desselben sind Pferde und Kinder in der Zeit von wenigen Monathen in Domingo fett geworden, als keine Schiffe daselbst waren, die Zucker aus- und Getreide einführen konnten. Häufiger Genuß des Zuckers für gewöhnlich ist eines der besten Vorbeugungsmittel gegen Wurmkrankheiten. Die Natur scheint eine Vorliebe für diesen Stoff allen Kindern eingepflanzt zu haben, um sie vor diesen Krankheiten zu bewahren. John Pringle erzählt, daß die Pest nie in einem Lande ausgebrochen sey, wo der Zucker für gewöhnlich von den Einwohnern genossen wird. Dr. Rush, Dr. Cullen, und viele andere Ärzte sind der Meinung, daß die böartigen Fieber durch den Zucker vermindert und gemildert worden seyen. Dr. Rush bemerkt, daß in Brustkrankheiten Zucker die Basis vieler Arzneymittel, und von großem Nutzen bey Schwäche in andern Theilen des Körpers sey. Der berühmte Honchin empfiehlt eau sucré (Zuckerwasser) fast in allen und gegen alle Krankheiten. Dr. Fothergill wünschte nichts mehr, als

*) The Nature and Properties of the Sugar - Canne etc. by G. R. Porter. London, 1830.

daß der Zucker immer niedrig im Preise stehen möchte, damit ihn die Masse des Volks genießen könnte. Nach den Versuchen und Erfahrungen einiger ausgezeichneten französischen Wundärzte scheint er ein Mittel gegen den Scorbut zu seyn, und viele Thatsachen sprechen dafür. Jemand schreibt aus Ostindien: „das Wohlfeyn und die Gesundheit, die ein kleines Stückerchen mit Zuckerrohr bepflanzt Land einer armen Familie verschafft, außer dem Gewinne von dem Verkaufe, kann nur solchen bekannt seyn, die sie in der Zeit des Schneidens beobachtet, und die Verschiedenheit ihres Aussehens vor der Zuckerrohernte, und sechs Wochen darauf bemerkt haben.“

Die Cochinchinesen verbrauchen eine große Quantität Zucker; sie essen ihn gewöhnlich zu ihrem Reis, der das allgemeine Nahrungsmittel jeden Standes und jeden Alters ist. In keiner Schenke des Landes kann man etwas Anderes erhalten, als Reis und Zucker. Die Cochinchinesen bewahren nicht allein ihre Früchte in Zucker auf, sondern auch den größten Theil ihrer Vegetabilien, als Kürbisse, Gurken, Rettiche, Artischocken, die Körner des Lotus, und die dicken, fleischigen Blätter der Aloe. Sie glauben, nichts sey nahrhafter als Zucker. Diese Meinung von der wohlnährenden Eigenschaft desselben hat ein sonderbares Gesetz veranlaßt. Die Leibwache des Königs, die bloß zum Pomp dient, erhält eine gewisse Summe Geldes, wovon die Soldaten sich Zucker und Zuckerrohr kaufen müssen, so wie sie gesetzlich zum Genuße einer bestimmten Quantität Zuckers gezwungen werden. Dieß geschieht, um die Wohlbeleibtheit und das gute Aussehen dieser Soldaten zu erhalten, die die Ehre genießen, der Person des Königs so nahe stehen zu dürfen. Hausthiere, Pferde, Büffel, Elephanten werden in Cochinchina sämmtlich mit Zuckerrohr fett gemacht.

Zucker ist ferner ein Mittel gegen Grünspanvergiftung, wenn er zeitig, und in gehöriger Menge genossen wird, und seine nährenden Eigenschaften können, wie wenig andere organische Stoffe, weder durch die Witterung noch durch die Zeit verändert werden.

M i s c e l l e.

Eine tödtliche Blutung von einem Blutegebisse wird in the Lancet Nr. 353 vom Juny S. 394 folgendermaßen erwähnt: Ein achtungswerther Correspondent meldet uns, daß vor Kurzem ein neun Monath altes Kind, in Folge der Hämorrhagie von einem einzigen Blutegebisse sich in der Nacht zu Tode blutete. Das Kind war in seine Wiege gelegt, und die Wunde ganz und gar nicht beachtet worden. —

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,
Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey H. Strauß's sel. Wittve, Dorotheergasse Nr. 1108.

P o p u l ä r e

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

J u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

63.

Wien, Samstag den 4. December.

1830.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagsbandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) auf den gegenwärtigen Jahrgang mit vier Gulden C. M. In den Provinzen nehmen die k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern das Blatt um den Preis von sechs Gulden C. M. wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kanf das Blatt um denselben Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder auch durch die Carl Gerold'sche Buchhandlung in Monatsheften für 5 Thlr. säßf.

Etwas über die Cholera, wie wir sie kennen.

(Fortsetzung.)

Es beym Beginn der Krankheit nicht schleunige und zweckmäßige Hülfe vorhanden; so führt dieser Zustand, sich selbst überlassen, den armen Kranken dem martervollsten Ende entgegen, und er stirbt oft schon nach sechs bis acht Stunden im krampfhaften Zustande, oder an gänzlicher Entkräftung. Jedoch beruht die Schnelligkeit des Verlaufs auf der Heftigkeit des Übels und auf der Individualität des Patienten. Man hat auch Fälle beobachtet, wo die Krankheit drey bis vier Tage dauerte, und dann erst Genesung oder Tod erfolgte.

Diese Krankheit kommt im südlichen Deutschland, besonders unter Bewohnern des Alpengebirges, nicht selten, und wie gefagt, nur sporadisch vor, und äußerte bisher bey ihrem Vorkommen nie eine ansteckende Eigenschaft, und ließ bey schneller Hülfeleistung meist Heilbarkeit zu. Sie zeigte sich bisher in jenen Gebirgsländern, wo oft schon im Monate August nach schwülen und heißen Tagen kalte Nächte folgen, wo schwere Nebel fallen, und Morgens der Boden mit Reif bedeckt ist; wo das Landvölk in Dürftigkeit lebt, größten Theils von schlechter Nahrung, Milch, Käse, Grünspeisen ohne gehöriger Zubereitung, grobem und halbreisem Obste, Waldbeeren, Schwämmen, schwarzem Brote, geräuchertem Fleische u. s. w. sich erhält; dabey des Tages in brennender Sonnenhitze schwer arbeitet, hiedurch erhitzt, und beynah vom Schweiß triefend in lechzendem Durste kaltes Quellwasser in Menge hineintrinkt, oder sich mit kalter Butter oder saurer Milch den Durst löst, und dann aus Gewohnheit und Sorglosigkeit sich Nachts von der strengen Tagesarbeit noch ganz verschweift im Freyen auf einem Rasen, oder in einer offenen Scheune auf frisch gemähtes Gras lagert. Nicht selten geschieht es, daß solche Menschen, von der heißen Sonne und der strengen Arbeit in starker Ausdünstung begriffen, von Regen und Hagelwetter, und

scharfen Winden plötzlich überfallen, ganz durchnäßt werden, und sich am ganzen Körper verkälten, oft den ganzen Tag in diesem Zustande zubringen müssen, und sich noch obendrein in denselben feuchten Kleidern des Nachts auf ihr armseliges Lager werfen.

Unter diesen Menschen, und unter solchen Einflüssen sieht man öfters die Cholera sporadisch, jedoch die Dissenterie (Ruhrkrankheit) weit öfter noch epidemisch herrschen. Und es ist nicht zu verkennen, daß diese beyden Krankheiten in ziemlich ähnlichen ursächlichen Verhältnissen stehen.

Die Dissenterie ist sporadisch selten, oder nie ansteckend, wird es aber bey großer Verbreitung durch Epidemien. Eben so dürfte sich unsere endemische sporadische Cholera verhalten. Da jedoch diese sich bey uns kaum je in einer bedeutenden Epidemie zeigte; so sind wir auch schwer im Stande, hierüber hinreichende Aufschlüsse zu geben. Die in manchen Gegenden allgemein verbreitete Ruhrepidemie kann schon ursprünglich ansteckend seyn, durch ihren nervösen oder faulichten Charakter; während es ursprünglich rheumatisch entzündliche Ruhren gibt, die epidemisch herrschen, und entweder gar nicht, oder nach längerer Dauer erst bey vernachlässigter Krankenpflege den Ansteckungsstoff entwickelt.

Vergleicht man dem Verlaufe nach einen Ruhrkranken, der im Allgemeinen sich nur in jeder Viertel- oder halben Stunde, und zwar nur von unten allein entleert, mit einem von der Cholera Behafteten, bey dem in derselben Zeit nicht selten hundert Entleerungen von oben und unten zugleich erfolgen; so müßte eine große Zahl solcher Kranker um so schneller, und in weit höherem Grade die umgebende Luft verpesten, und einen Ansteckungsstoff zu entwickeln geeignet seyn. —

Es kann auch geschehen, daß eine einzelne, sonst gerade nicht ansteckende, und nur durch das Zusammentreffen von besonderen Umständen erzeugte Krankheit, die als ganz isolirt dasteht, entweder in Folge ihrer ursprünglichen Heftigkeit und Bösartigkeit, oder durch außerordentliche Vernach-

läufig und Verlehrtheit in der Behandlung und Pflege dermaßen ausartet, daß sie endlich durch ihre Auswurfstoffe jene feindseligen Principien zu entwickeln beginnt, welche als wahre Contagien die ganze Umgebung des Patienten in die größte Gefahr setzen. Auf diese Art geht oft eine bössartige Krankheit durch wahre Ansteckung auf mehrere Individuen über, und artet sogleich sogar leicht in eine Epidemie aus. Dieser Weg der Verbreitung von Krankheiten wurde zu allen Zeiten durch die traurigsten Erfahrungen leider nur zu sehr bestätigt. Es erfordert von Seite des Arztes, bey Erkenntniß solcher Gefahr, schleunige und wirkame Vorkehrungen zu machen, und keine geringe Reinlichkeitsliebe und Vorsicht, und eine genaue Befolgung der Verhütungsmaßregeln von Seite der, den Kranken pflegenden Personen, um unter solchen Umständen der Ansteckungsgefahr glücklich zu entgehen.

Doch bey der Cholera, und wie sie bey uns bis jetzt vorgekommen, hat sich nach dem Zeugnisse aller Ärzte, die sie in der wahren Form zu beobachten Gelegenheit hatten, zu unserm Heile die Ansteckungsgefahr selbst bey der größten Verächtlichkeit nie gezeigt. Doch ist und bleibt sie, auch wie wir sie kennen, eine fürchterliche und ohne ärztliche Hülfe bey nahe immer tödtliche, in ihrer Natur und Form aber eine wahrhaft specifische Krankheit, die sich von jeder Afters-Cholera durch charakteristische Merkmale bestimmt unterscheidet. Man braucht sie wahrlich im Leben nur einmahl gesehen zu haben, um ihr Bild nie mehr aus dem Gedächtnisse zu verlieren. Da sie im Allgemeinen so gewöhnlich nicht ist, so gibt es sogar bejahrte, und sonst in jeder Beziehung tüchtige Ärzte, die treuherzig gestehen, sie in ihrer ganzen langen Praxis kaum einmahl in ihrer wahren Gestalt gesehen zu haben. Es ist daher nicht zu wundern, daß viele Ärzte und Schriftsteller sie gar nicht kennen, daher von ihr gar keine Erwähnung thun; oder ähnliche Krankheiten, die mit Durchfall und Erbrechen beginnen, und von krampfartigen oder entzündlichen Schmerzen im Magen und Unterleib begleitet sind, von der verschiedenartigsten Natur, sogleich für die echte Cholera ausgeben, die sie dann entweder von gallichten oder gastrischen Unreinigkeiten herleiten, oder wohl gar ihre Grundursache einzig und allein in einer Entzündung der Schleimhäute des Magens und der Gedärme aufgefunden zu haben glauben. Auf solche, aus einer beschränkten Erfahrung hergeleitete Ansichten gestützt, wurden natürlich die verschiedenartigsten und widersprechendsten Heilmethoden entwickelt, und vorgeschlagen. Es mag vielleicht keinem dieser Ärzte bey ihrer Erfahrung und in ihren Ansichten mit Grund zu widersprechen seyn, doch dürften solche schwerlich die wahre Cholera je rein, ohne irgend eine Complication zu Gesicht bekommen haben. Die echte Cholera befällt den Menschen plötzlich, das Erbrechen und der Durchfall erfolgen zu gleicher Zeit, stürmisch und fast unausgesetzt; die krampfhaften Schmerzen im Unterleibe, ein beängstigendes Gefühl von Zusammenschnüren in der Herzgegend, auffallend ausgezeichnet heftige Contractionen der Muskeln des ganzen Körpers, besonders der Gliedmaßen, treten fast zugleich ein mit den Entleerungen, welche gußweise kommen, und von so außerordentlicher Quantität sind, daß sie in kurzer Zeit die Menge der im menschlichen Körper überhaupt circuliren-

den Säfte an Gewicht und Umfang zu mehreren Mahlen zu übertreffen scheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über die Senfpflaster.

(Beschluß.)

Ehe wir beschließen, was auf die mit Essig und Wasser angemachten Senfpflaster Bezug hat, müssen wir noch bemerken, daß wir unsere Versuche mit trefflichem Mehle des schwarzen Senfes, und so gemahlen, wie man es in allen guten Officinen in Paris antrifft, angestellt haben; und den Versuchen nach, welche wir bereits mitgetheilt haben, wird Niemand geneigt seyn, die Güte und Wirksamkeit dieses Mehles in Zweifel zu ziehen, weil binnen 10 Minuten der Schmerz, welchen die Senfpflaster verursachten, fast unerträglich wurde.

Wir haben uns aber auch englisches Senfmehl verschafft, wie es verkauft wird, um daraus sogleich den Speisesenf zu bereiten. Wir machten es mit Wasser an, und bereiteten auch ein anderes Senfpflaster aus gewöhnlichem schwarzen Senf. Ihre Wirkung war dieselbe. Als wir sie später mit Essig angemacht hatten, wunderten wir uns nicht wenig, zu entdecken, daß die jetzigen Resultate den frühern nicht mehr entsprachen; denn jetzt zerstörte die Mischung des Senfs mit dem Essig nicht mehr die Wirksamkeit der Senfpflaster.

Welches mag der Grund einer solchen Verschiedenheit seyn? Wir wissen es nicht. Wir wissen nicht einmahl, aus welcherley Senfkörnern das englische Senfmehl bereitet wird. Die einzige physische Verschiedenheit, welche man an den beyden Mehlsorten bemerkt, besteht darin, daß die eine, nämlich die französische, schmutzig gelb, und mit braunen Körnern versetzt ist, während die andere Sorte sehr fein gemahlen ist, keine Kleyen zu enthalten scheint, und eine gleichförmige Jonquillenfarbe besitzt.

Dieses veranlaßt uns, nachzuforschen, wo der wirkame Bestandtheil des Senfes seinen Sitz habe. Sicherlich nicht im fixen Öhle; denn dieses Öhl ist fast so mild, als das Rüböhl, und der Rückstand, oder der Öhlsuchen, hat wenigstens noch eben so viel Wirksamkeit, als das gemahlene Senfmehl. Es ist deßhalb wahrscheinlich, daß es sich mit dem Senfe, wie mit dem Ricinus verhält, dessen scharfes Princip bloß um den mittlern Theil der Frucht herum seinen Sitz hat. Welches ist nun dieses wirkame Princip? Hr. Le Royer, ein angesehenener Pharmaceut zu Genf, behauptet, daß es ein wesentliches Öhl sey, welches er aus den Senfkörnern dargestellt, und gemeinschaftlich mit Hrn. Prevost zu interessanten Versuchen benutzt habe, die im Journal de Médecine vétérinaire théorique et pratique, Cahier de Fevrier 1830, nachzulesen sind.

Da die wesentlichen Öhle in der Regel in Alcohol auflöslich sind, so hielten wir fürs beste Mittel, ein Senfpflaster zu bereiten; den Senf mit Weingeist anzumachen. Aber hierin wurde unsere Theorie nicht von der Erfahrung bestätigt;

denn unsere nach dieser Methode bereiteten Senfpflaster hatten noch weniger Wirksamkeit, als die mit Essig bereiteten.

Jetzt wollen wir noch Etwas über die unmittelbaren Wirkungen der Senfpflaster sagen, und dann mit Betrachtungen über die Mittel schließen, die man anwenden muß, um die heftigen Schmerzen zu lindern, welche die Anwendung des Senfes manchmahl verursacht.

Wir haben weiter oben gesehen, daß, wenn das Senfpflaster mit gutem Senfmehl und Wasser bereitet worden war, sich an der Berührungsstelle binnen 4 oder 5 Minuten eine prickelnde Empfindung entwickelte, welche immer mehr in Stechen überging, und nach 10 Minuten sich in einen Schmerz verwandelte, den ein glühendes Eisen hervorbringt, wenn es nahe an die Haut gehalten wird. Dieser Schmerz, welcher 10 Minuten nach Auflegung der Senfpflaster fast unerträglich wird, dringt immer tiefer, und wird bald zusammenschnürend und lastend, d. h. man glaubt einen schweren Körper zu fühlen, welcher als eine Last auf den Muskeln liegt, und dieselben zusammendrückt. Dieses Gefühl ist nun nicht so unerträglich, als das frühere; so daß man ein Senfpflaster weit länger aushält, als man nach der Heftigkeit der ersten Schmerzen hätte glauben sollen. Nachdem aber diese Ruhe, oder vielmehr diese Veränderung des Schmerzes, 20 oder 25 Minuten gedauert hat, erwacht der brennende Schmerz viel heftiger, als jemahls; und es ist selten der Fall, daß die fügsamsten und muthigsten Patienten ein gut zubereitetes Senfpflaster ¼ Stunden auszuhalten vermögen; es müßte denn die Sensibilität durch eine Hirnaffection abgestumpft seyn.

Sobald man den Verband abnimmt, vertilgt der plötzliche Eindruck der kalten Luft fast allen Schmerz. Die Haut ist nicht geschwollen, und kaum nur geröthet; aber einige Augenblicke nachher kehrt der stechende Schmerz zurück, die Haut wird mit rothen Punkten besät, und bekommt bald eine gleichförmige rosenrothe Farbe. Der stechende Schmerz wird immer heftiger, und endlich sogar brennend. Das geringste Reiben erhöht ihn, und der Eindruck der Kälte vermindert ihn. Wie heftig auch die Röthe sey, so nimmt man doch selten Geschwulst wahr. Das Stechen kann von 12 Stunden bis zu 8 Tagen dauern, hat einen specifischen Charakter, und verursacht, hauptsächlich bey Frauenzimmern, einen Nervenreiz, der nicht immer ohne Gefahr ist. Es sind uns Fälle vorgekommen, in welchen Frauenzimmer in Folge dessen an einer quälenden Schlasslosigkeit litten, welche durch kein Mittel zu besiegen war, Thränen vergossen, und von den schlimmsten Nervenzufällen ergriffen wurden, — so heftig waren nämlich die Leiden.

Die Röthe dauert weit länger, als der Schmerz; und es ist keine seltene Erscheinung, selbige noch in hohem Grade anzutreffen, wenn das Stechen seit 8 oder 10 Tagen fast gänzlich vergangen ist. Aber in diesem Falle stellt sich jeden Abend ein nichts weniger als schmerzhaftes Jucken ein, gegen welches man mit Behagen Friction anwendet.

Ein Senfpflaster muß sehr lange gelegen haben, um Blasen zu ziehen; und in diesem Falle erscheinen die Blasen weit später, als bey der Anwendung von spanischen Fliegen.

Die Hihblätterchen kommen nicht alle gleichzeitig zum Vorschein, so daß sie zusammengenommen eine einzige große Blase bilden, sondern entwickeln sich theilweise und nach und nach.

Von solcher Beschaffenheit sind die Wirkungen eines mit Wasser bereiteten Senfpflasters auf die Haut der meisten Patienten, sobald man das Pflaster nur 40 oder 50 Minuten lang liegen läßt. Es gibt Personen, die weniger reizbar sind, und welche die Wirkung des Senfes besser vertragen; aber unsern Erfahrungen zufolge würde es dem Patienten große Belästigung verursachen, wenn man ein Senfpflaster eine ganze Stunde lang liegen lassen wollte; daß heißt nämlich, wir halten den Rath einiger Therapeuten, die da verordnen, den Senf 3 und 4 Stunden lang mit der Haut in Berührung zu lassen, für sehr nachtheilig.

Wir kennen eine junge Frau, welche in einem Alter von 20 Jahren während der Entbindung Convulsionen bekam. In Folge dieser Nervenerschütterung verfiel sie in einen tiefen Todesschlaf (carus), und der Arzt glaubte einen Aderlaß, und zugleich 4 Senfpflaster verordnen zu müssen; nämlich zwey auf die innere Fläche der Hand, und wiederum zwey in die Fußbeuge. Die Senfpflaster blieben 3 Stunden lang liegen, und obschon die Patientinn während dieser Zeit nichts von den Senfpflastern empfunden hatte, so stellte sich doch während der Genesung Schorfe ein, und es fehlte nicht viel, daß sie das Opfer dieser zu energischen Behandlung geworden wäre.

Hauptsächlich unter Umständen dieser Art ist es von Wichtigkeit, zu wissen, wie lange Zeit ein Senfpflaster liegen bleiben dürfe; denn sobald die Sensibilität erwacht, wird schon der Patient selbst den Arzt davon in Kenntniß setzen; aber im entgegengesetzten Falle erschöpft das Mittel seine ganze Wirkung auf die Haut, ohne daß das Gehirn Kenntniß davon bekommt, und wenn nachher der Patient wieder zu sich kommt, wundert man sich darüber, wenn er über schreckliche Schmerzen, Symptome schwerer Verletzungen der allgemeinen Bedeckungen, zu klagen beginnt.

Was wir so eben in Bezug auf solche Krankheiten gesagt haben, welche dem Gehirn eigenthümlich sind, leidet noch viel mehr Anwendung auf die Fieberaffectionen, in welchen die Nervenmittelpuncte stark verletzt sind. Zwey oder drey Tage nach der zu langen Application, wenn die Sensibilität wieder erwacht, werden die Schmerzen unerträglich; ein Fieber entzündet sich; die Haut wird von Gangrän ergriffen, und sehr häufig ist ein solches Verfahren am Tode der Patienten schuld.

Aus Allem, was bis jetzt gesagt worden ist, folgern wir, daß man niemahls ein mit Wasser zubereitetes Senfpflaster über eine Stunde lang liegen lassen dürfe; daß selbst in dem Falle, wo der Patient sich nicht beklagt, wenn vielleicht seine Sensibilität erloschen oder abgestumpft ist, man das Senfpflaster nach Verlauf dieser Zeit abnehmen müsse; und daß man endlich den Senf, wenn man will, daß er seine Wirkung langsam äußere, und ohne Gefahr mehrere Stunden lang liegen bleiben dürfe, mit Essig anmachen müsse, um seine Wirksamkeit zu mildern. Zwey Dinge haben dazu beigetragen,

die Ärzte über den Grad der Wirksamkeit der Senfpflaster in Unwissenheit zu lassen: einmahl nämlich der Glaube, daß der Senf mit Essig angemacht, am wirksamsten sey; und sodann die Verfälschung des Senfmehles. Auf die erstere Ursache des Irrthums kommen wir nicht wieder zurück, sondern begnügen uns bloß, bey der zweyten zu verweilen.

Viele Apotheker, selbst in Paris, besitzen keine Mühle, um die Senfkörner zu zerkleinern, und kaufen deßhalb das Mehl aus den Drogueriehandlungen. In letztern wird nun das Senfmehl auf alle mögliche Weise verfälscht; z. B. mit den Öhlkuchen der Rübsaat, mit Weizenmehl u. vermischt, und endlich mit einem passenden Färbstoffe gefärbt. Man kann sich nur auf solches Senfmehl verlassen, welches in den Apotheken selbst gemahlen worden ist. Altern und Ärzte stehen nicht an, das Senfmehl aus dem nächsten Würzladen hoblen zu lassen; und es ist uns deßhalb der Fall vorgekommen, daß ein Senfpflaster, zu welchem das Mehl bey einem Würzkrämer gekauft worden war, 8 Stunden gelegen hatte, ohne das geringste Stechen zu verursachen, während bey demselben Individuum ein auf dieselbe Weise bereitetes Senfpflaster, zu welchem das Mehl von einem Apotheker gekauft worden war, der es selbst gemahlen hatte, nach 10 Minuten einen unerträglichen Schmerz verursachte.

Es ist uns oft, selbst nachdem wir diese Erfahrungen gemacht hatten, der Fall vorgekommen, daß wir die Folgen der Senfpflaster mit mildernden Mitteln zu bekämpfen hatten, obgleich dieselben nicht über 1 Stunde lang liegen geblieben waren.

Der canadische Riese.

Modeste Malhoit, aus Canada, ist wegen seiner kolossalen und riesenmäßigen Größe und Stärke in den vereinigten Staaten berühmt geworden. Er wiegt 619 Pfund, ist sechs Fuß, vier und einen halben Zoll groß, und sein Leib hat einen Umfang von sieben Fuß; also wie vier gewöhnliche Menschen zusammengenommen. Sein Schenkel mißt 3 Fuß, 10 Zoll im Umkreise, und seine Wade nicht weniger als 3 Fuß, 4½ Zoll. Dieser Mensch ist vielleicht der dickste auf der ganzen Erde. Obgleich 64 Jahre alt, und mit der Last seines Körpers beladen, sind dennoch alle seine Bewegungen sehr rasch und lebendig, so wie sein Gang gewissermaßen majestätisch. Wenn er über ein Zimmer geht, so ist sein Tritt fest und leicht, aber die Dielen scheinen sich unter seiner Last zu beugen. Wenn er auf einem großen Stuhle sitzt, und die Locken seiner weißen Haare auf seine Schultern herabwallen, so hat er ein ganz patriarchalisches Ansehen. Die Muskeln seiner Füße sind stark, aber ihre enorme Größe zerstört die Symmetrie und Regelmäßigkeit. Malhoit athmet

mit Leichtigkeit, und kann auf einmahl ohne die geringste Beschwerde eine halbe Meile weit gehen. Sein Appetit ist gut — zu gut. Er stammt von den ersten französischen Ansiedlern ab, die sich in Canada niederließen. Sein Vater, der Landbesitzer zu St. Jean bey Quebec war, maß 5 Fuß, 11 Zoll; aber seine Frau war nicht weniger dick, als dieser ihr Sohn.

Modeste Malhoit erlernte das Zimmerhandwerk, und erwarb sich den Ruf eines fleißigen und geschickten Arbeiters. Nachdem er ausgelernt hatte, baute er mit seinem Bruder eine Brigg, und schiffte acht Jahre lang auf dem Meere herum; später übertrug er das Commando des Fahrzeugs Einem seiner Nessen. Die Brigg segelte nach Europa ab, aber man hat seitdem nichts wieder von ihr gehört. Modeste Malhoit widmete sich also dem Ackerbaue. Mehrere Jahre lang machte er bloß wegen seiner Größe und außerordentlichen Körperkraft Aufsehen. Er trug ohne viele Mühe eine Last von 6 Centnern. Seit 24 Jahren nahm aber seine Dickheit von Tag zu Tage zu, bis er die beyspiellose Gestalt erreichte, die er jetzt hat. Er hat eine Frau und vier lebendige Kinder. Er läßt sie sehen, und dabey ist Einer seiner Söhne, der klein, aber ganz proportionirt gebaut ist. Eine Tochter aber, die 20 Jahre zählt, wiegt bereits 300 Pfund. Es scheint also, als wenn sich die außerordentliche Stärke von Generation zu Generation fortpflanzen wollte.

Miscellen.

Luxus der Holländer. Die Zusammenkünfte der verschiedenen holländischen Städte wegen des Vergnügens des Bogenschießens, zeichneten sich durch den größten Aufwand in Kleidung u. s. w. aus. Die Schützen gingen in Seide, Damast und der feinsten Leinwand, und trugen schwere goldene Ketten von dem höchsten Werthe. Unter dem weiblichen Geschlechte hatte der Luxus die höchste Stufe erstiegen. Die Gemahlinn des Königs Philipps des Schönen von Frankreich rief bey ihrem Besuche in Brigg mit Erstaunen und nicht ohne Neid aus: „Ich dachte, ich sey die einzige Königin hier; ich sehe aber sechshundert andere, die es mehr zu seyn scheinen als ich.“ —

Wohlthätigkeit des Borns. So nachtheilig der Born in mehreren Fällen ist, so ist er doch auch in andern wohlthätig. Schon Hippokrates empfahl den Born als Heilmittel in der Gicht und in andern Krankheiten; Pechlin, Horst und Andere sahen Lähmungen, welche durch den Born geheilt wurden. Jesmand, welcher mehrere Jahre lang in dem Knie gelähmt war, wurde plötzlich davon befreuet, als er über seinen Bedienten in heftigen Born gerieth, und ihm mit dem Stock zu verfolgen suchte. Guldaevin a Augusta heilte ihren Gemahl, den Paläologus Artax, Kaiser von Constantinopel, von einer langwierigen Krankheit, indem sie ihm oft widersprach, und ihn dadurch erzürnte. —

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,
Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

D e s t e r r e i c h i s c h e G e s u n d h e i t s = Z e i t u n g ;

z u r

W a r n u n g f ü r N i c h t k r a n k e u n d z u m T r o s t e f ü r L e i d e n d e .

64.

W i e n , M i t t w o c h d e n 8 . D e c e m b e r .

1830.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagsbandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) auf den gegenwärtigen Jahrgang mit vier Gulden C. M. In den Provinzen nehmen die k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern das Blatt um den Preis von sechs Gulden C. M. wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder auch durch die Carl Gerold'sche Buchhandlung in Monatheften für 5 Thlr. sächl.

Etwas über die Cholera, wie wir sie kennen.

(F o r t s e t z u n g .)

Die Sache ist an und für sich so außergewöhnlich, und scheint so ungläubbar, daß man sich dießfalls nur mit eigenen Augen von der Wahrheit zu überzeugen im Stande ist. Die Entleerungen, so enormer Flüssigkeiten, und in solcher Schnelligkeit ließen sich bey Kranken, die sonst gar nichts zu sich zu nehmen vermögen, durchaus nicht als möglich denken, wenn wir nicht wüßten, daß unsere Hautfunctionen zweyfacher Natur sind, daß ihnen zu diesem Behufe ausstrahlende und einsaugende Gefäße zu Gebote stehen, deren Thätigkeiten im harmonischen Einklange den übrigen Lebensverrichtungen im normalen Zustande das Gleichgewicht halten, die aber in ihrem Gleichgewichte durch mächtige Einflüsse gestört, sich oft auf das feindseligste begegnen; indem sie ihre Verrichtungen auf entfernte ähnliche Organe übertragen, oder sie bis in das Unglaubliche steigern. So geschieht es, daß bey dieser Krankheit die der Hautausdünstung vorstehenden Gefäße, durch schnelle Verklüftung größlich beleidigt, sich verschließen, und ihr Amt mit Ungeßüm den innersten Organen überliefern, während der einsaugende Gefäßapparat, der sonst nur eine untergeordnete Rolle spielt, nun mächtig sein Haupt erhebt; bis in das Unglaubliche gesteigert, schlürft er die wässerichten Principien aus der ihn umgebenden Atmosphäre gierig ein, gibt sie dem übrigen Säfteströme ab, der sie dann in hastiger Eile und in Menge den absondernden Gefäßen des Magens und den Gedärmen überliefert, welche sie allsogleich wieder durch Erbrechen und Durchfall ausstoßen. Dabey ist der Körper des Kranken eiskalt anzufühlen, sein Athmen beschwert und oft erstickend, und der intermittirende Puls zitternd, und kaum fühlbar. Das Herz und die großen Gefäße schlagen heftig, das Gesicht ist blaß, eingefallen, die Muskeln sammt den Augen sind zurückgezogen, und der Kinnbackenkrampf ist dabey unerträglich. Die Ausleerungen sind anfangs gewöhnlich mit Gedärmschleim oder dem

weißlichen Saft der Magenspeicheldrüse vermischt, und von flüssiger Galle gelblich, grünlich oder bräunlich gefärbt, welche später eine beynahe rein wässerichte Natur annehmen, und nur kurz vor dem Tode sich in eine röthliche, graue, braune oder schwarze übelriechende Jauche verwandeln. Der Magen und die Gedärme zeigen bey der Section keine Spur von wahrer Entzündung, wohl aber findet man oft blaurothe Stellen, als Zeichen venöser Congestion, und hie und da brandige Flecken, die Schleimhaut aber durchaus aufgewulstet und aufgelockert. — Dieß sind die charakteristischen Merkmale der wahren Cholera, wodurch sie sich von der gallichten, gastrischen und rheumatischen entzündlichen Pseudo-Cholera in ihrer Natur und in ihrem Verlaufe wesentlich unterscheidet. Die erste dieser Arten hat ihren Grund bloß in angehäuften, und scharfen gallichten Unreinigkeiten, ohne die so bedeutende Störung der Hautfunction, und ohne jene ausgezeichnete Mitleidenschaft des Gangliensystems; sie kommt häufig in beginnenden Gallensiebern vor (daher auch ihr Nahme Gallenruhr), und bey der Gelbsucht. Die Entfernung der so häufigen, und die Milderung und Verbesserung der reizenden und entarteten Galle wird durch die glücklichsten Resultate gekrönt. Die gastrische Cholera wird erzeugt, von Unreinigkeit in Magen und Gedärmen, bey vorwaltender Schwäche und Empfindlichkeit dieser Organe, durch bedeutende Diätfehler. Diese beginnt oft sehr rebellisch, stellt sich gerne nach Schmausereyen, und nach dem Genuße zu fetter und zu saurer Speisen, verdorbener oder erkünstelter Weine, schlechter Biere u. s. w. ein, und ist in den meisten Fällen nichts als eine heilsame Rückwirkung der Organe auf die enthaltenen Schädlichkeiten; daher diese Art Cholera oft sich selbst heilt, und nur, wenn sie ausartet, kann sie gefährlich, ja selbst tödlich werden; sie erfordert deßhalb immer die schnelligste Hülfe, wenn sie nach vollständiger Entfernung des Genossen nicht nachläßt. Die rheumatische entzündliche Cholera hat mit der wahren Cholera eine starke Ver-

Kühlung als Veranlassungsursache gemein, und zeigt im Verlaufe, wie diese, eine große Menge wässerichter Entleerungen. Die Schmerzhaftigkeit bey der Verührung aber und die Abwesenheit der charakteristischen Krämpfe, so wie der minder rasche Verlauf überhaupt, überzeugt den behandelnden Arzt bald von einer ganz andern Krankheit, und daß diese die wahre Cholera nicht ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über die Macht der Einbildungskraft *).

Die abstracte Möglichkeit der Einbildungskraft muß jeder zugeben, der an eine Gottheit und deren allwaltende Allmacht glaubt. Aber die Einbildungskraft ist geneigt, ihre Erklärungen und Folgerungen aufzudringen, die auf unzulänglichem Zeugnisse beruhen. Manchmahl überreden uns unsere ungestümen und ungeordneten Leidenschaften, welche aus Sorgen für unsere Freunde, aus Gewissensbissen über unsere Verbrechen, aus allzu großem Patriotismus, oder aus übertriebener Frömmigkeit entstehen, — diese oder andere heftige Aufregungen in der Natur, in den Traumgebilden der Nacht, oder in den Verzückungen des Tages, daß wir mit unsern Augen und Ohren einen wirklichen Fall dieser übernatürlichen Communication vernehmen, deren Möglichkeit nicht geläugnet werden kann. Ein andermahl wird die Seele von den Organen des Körpers getäuscht, indem das Auge und das Ohr, krank, gestört oder verführt, den Patienten falsche Eindrücke zuführen. Sehr oft besteht die geistige und physische Täuschung zu gleicher Zeit, und der Glaube des Menschen an die täuschenden Erscheinungen, welche ihm von den Sinnen dargebothen werden, ist um so fester, und findet um so leichter Eingang, je mehr der physische Eindruck der geistigen Aufregung entsprach.

Folgende merkwürdige Geschichte einer Täuschung mit tödtlichem Ausgange erläutert Einen der Fälle, die den Aberglauben hätten begünstigen können:

„Von dem Freunde“, sagt Sir W. Scott, der diese Thatsache bezeugt, „kann ich nur sagen, daß, wenn ich ihn nennen dürfte, der Rang, welchen er unter seinen Kunstgenossen einnimmt, wie auch seine wissenschaftlichen und philosophischen Kenntnisse ihm einen unbestrittenen Anspruch auf die unbedingteste Glaubhaftigkeit verleihen würden. Der Zufall traf sich nun, daß dieser Mann einen jetzt längst gestorbenen Patienten behandeln mußte, der während seines Lebens, so viel ich weiß, einen hohen Posten in einem besondern Fache der Rechtspflege bekleidete, wodurch oft das Eigenthum Anderer seiner Entscheidung und Controle anvertraut wurde. Sein Benehmen war deshalb ein Gegenstand öffentlicher Beurtheilung, und er hatte viele Jahre lang den Character eines Mannes von ungewöhnlicher Festigkeit, Verstand und Unbescholtenheit behauptet. Zur Zeit, wo ihn mein Freund besuchte, mußte er größtentheils das

Krankenzimmer und manchmahl das Bette hütten, nahm aber doch zuweilen seine Geschäfte vor, und strengte seinen Geist offenbar mit der gewöhnlichen Kraft und Energie an, um wichtige, ihm anvertraute Geschäfte zu besorgen; auch konnte ein oberflächlicher Beobachter, während er so beschäftigt war, nichts in seinem Benehmen bemerken, woraus man auf geschwächte Intelligenz, oder herabgestimmte Seelenfähigkeiten hätte schließen können. Die äußern Symptome seiner Krankheit zeugten von keinem acuten oder bedenklichen Zustande der Störung des Organismus. Aber langsamer Puls, Mangel an Appetit, schlechte Verdauung und beständige Niedergeschlagenheit schienen eine verborgene Ursache zu haben, die der Patient abichtlich verbarg. Der hohe Grad von Trübsinn des unglücklichen Mannes; die Verlegenheit, welche er vor seinem ärztlichen Freunde nicht verbergen konnte; die Kürze und der lössbare Zwang, mit welchen er die vorgelegten Fragen des Arztes beantwortete, bewogen meinen Freund, einen andern Weg zur Fortsetzung seiner Forschungen einzuschlagen. Er wendete sich an die Familie des Patienten, um wo möglich die Quellen des geheimen Grammes zu erfahren, welcher demselben am Herzen nagte, und ihm das Lebensblut ausaugte. Die Personen, an welche er sich gewendet hatte, besprachen sich erst mit einander und versicherten, daß sie nicht die geringste Kenntniß von der Ursache hätten, welche ihren Verwandten offenbar lastend afficiren müsse. Soviel sie wußten, — und sie glaubten sich kaum darin irren zu können, — befanden sich seine weltlichen Angelegenheiten in gutem Zustande; es war kein Familienverlust vorgekommen, der einen so anhaltenden Kummer hätte zur Folge haben können; keine Verwickelung der Leidenschaft konnte in seinem Alter angenommen werden, und Wirkung schwerer Gewissensbisse war eben so wenig mit seinem Charakter verträglich. Der Arzt begann endlich mit ernstern Gründen den Patienten selbst anzugehen und stellte ihm vor, wie thöricht es sey, lieber einem langsamen traurigen Tod entgegenzugehen, als den Gegenstand der Betrübniß zu gestehen, die seine Lebenskräfte verzehren. Besonders stellte er ihm den Nachtheil vor, den er seinem eigenen Charakter zufüge, wenn er auf diese Weise die Folgerung gestatte, daß die heimliche Ursache seiner Niedergeschlagenheit und ihrer Folgen zu abscheulich und ärgerlich sey, um sie gestehen zu können; daß er auf diese Weise seiner Familie einen verdächtigen und entehrten Namen vererbe, auch ein Gedächtniß zurücklasse, mit welchem der Gedanke der Schuld verbunden werden könne, indem er als Verbrecher, ohne es zu bekennen, gestorben sey.“

„Der Patient wurde durch diese Art der Aufforderung mehr bewegt, als durch jede andere, die man bis jetzt versucht hatte, und äußerte den Wunsch, sich gegen seinen Arzt unumwunden auszusprechen. Alle Andern nahmen jetzt ihren Abtritt, und nachdem die Thür des Krankenzimmers verschlossen war, legte er folgendes Bekenntniß ab:“

„Sie können, theurer Freund, nicht inniger davon überzeugt seyn, als ich selbst, daß mich die Gewalt der schrecklichen Krankheit, welche meine Lebenskräfte verzehrt, dem Grab entgegenführt; aber Sie verstehen nicht die Natur meines Übels, und die Art und Weise, wie es auf mich

*) Aus der neuesten Schrift Sir Walter Scott's: „Demology and Witchcraft.“ London 1830. 12mo.

des Unternehmens, und der Weg, den es einschlagen sollte, noch ganz neu war — neu für das Publicum, welches nicht mit völliger Anschaulichkeit wissen konnte, welche Materialien, und in welcher Form sie ihm gebothen würden — neu für die Redaction selbst, die erst auf praktischem Wege zu einer ganz vollkommenen Sicherheit und zu der Überzeugung, nicht nur was das Beste sey, sondern auch was dafür erkannt und genommen werde, gelangen mußte — fügt man hinzu, daß das erste Erscheinen der Blätter in die ungünstigste Jahreszeit fiel, wo die schöne Natur und die Beschäftigung im Freyen die Menschen von dem todten Buchstaben hinweg in den lebendigen Saal der Freude und des Erkenntnisses führen, und welche daher für Literatur nur eine magere Ernte gibt: so ist in der That die, selbst bis auf heutigen Tag sich stets vermehrende Pränumeranzzahl ein sicherer Bürg, daß die Redaction ihren Zweck nicht ganz verfehlt, und das Unternehmen seine nun gesicherte Bahn getroffen habe. Dafür kann der Herausgeber nur seinen verbindlichsten Dank aussprechen, sowohl dem Publicum als den vielen ausgezeichneten und wohlwollenden Mitarbeitern, die seine gute Sache aus der Nähe und Ferne gefördert, und die er bittet, ihm ihre Beyhülfe und ihr Vertrauen noch ferner zu schenken. Er selbst wird bemüht seyn, diese eingeschlagene Tendenz der Zeitschrift zu bewahren, und sie, obgleich selbst Ärzte und namentlich die Wundärzte auf dem Lande manches Wissenswerthe und Heilsame darin finden dürften, vorzüglich für das große Publicum und die Layen in der Wissenschaft faßlich, heilsam und glückbringend zu machen; aber er wird auf dieser Bahn nicht stille stehen, sondern die einzelnen Felder immer mehr urbar zu machen suchen. Viele Schwierigkeiten machten z. B. in dieser ersten Zeit die Correspondenz-Nachrichten aus den Ländern; der Weg ist nun eingeleitet, daß diese Rubrik fürderhin viel reichhaltiger und interessanter ausfallen wird. Dergleichen Vervollständigungen werden noch in manchem andern Zweige eintreten.

Der Unterzeichnete glaubt daher annehmen zu dürfen, daß diese Zeitschrift vorzüglich geeignet sey, ein sogenanntes Familienblatt zu werden, das in keinem größeren häuslichen Kreise vermißt werden sollte. Jeder Familienvater hat es wohl selbst erfahren, wie oft er und die Seinen von Krankheiten heimgesucht werden; wie oft aber auch eine bloße Unvorsichtigkeit oder Unkenntniß der Sache, die leicht vermeidliche Schuld daran ist. Wie heilsam ist es daher, für so geringe Kosten einen immerwährenden Mahner im Hause zu haben, der die drohenden Uebel abhühlet, die einbrechenden entfernt; dieser Nutzen ist um so einleuchtender für jene, die auf dem Lande, und oft weit entfernt von ärztlicher Hülfe wohnen. Der Herausgeber hofft daher vorgüßweise seinen Lesekreis noch unter den Landbeamten, Pfarrern, Gutsbesitzern, Wundärzten und selbst Landleuten vermehrt zu sehen; so wie er glaubt, daß es für die zahlreichen Lesegesellschaften eine nützliche und erwünschte Abwechslung bieten wird.

Da diese Zeitschrift, ihrem Inhalte gemäß, nicht mit jenen Blättern zu verwechseln ist, die nur durch das Interesse des Tages bestehen, und die allen Werth verlieren, wenn die Zeit ihres Erscheinens verschwunden ist; so glaubt der Herausgeber, daß sie gesammelt und gebunden, ein immerwährendes nützliches Hausbuch bleiben, und gleichsam eine mediceinische Hauspostille bilden wird, wo man sich jeden Augenblick für alle Fälle Rathes erhohlen kann. Zu diesem Zwecke hat der Unterzeichnete auch vom ersten Jahrgang eine stärkere Auflage veranstaltet, als für den Augenblick nöthig war, um die noch eintretenden Pränumeranten, welche die Zeitschrift gewiß vollständig wünschen werden, damit versehen zu können. Und um den Ankauf noch zu erleichtern, hat er sich entschlossen, den ersten Jahrgang für Alle, welche als neue Pränumeranten für das Jahr 1831 eintreten, sowohl hier in Wien als in den Provinzen, um den Preis von 5 fl. C. M. ablassen zu wollen. Jedoch kam in den Provinzen der Jahrgang 1830 um diesen Preis nur durch die Buchhandlungen bezogen werden.

Zugleich wird diesem Jahrgange (1830) ein alphabetisches Sachregister beigegeben werden, damit bey vorkommenden Fällen, wo Rath und Hülfe gesucht wird, der betreffende Gegenstand leicht aufgefunden werden könne.

Um daß durch die Wohlfeilheit der Zeitschrift es möglich werde, ihre Verbreitung um so nutzbringender zu machen, hat der Herausgeber, seinem Versprechen treu, den Preis ganz in dem früheren Verhältnisse belassen, und denselben für den kommenden vollständigen Jahrgang, in Wien auf 6 fl. C. M. und in den Provinzen auf 8 fl. C. M. bestimmt.

Die Pränumeration kann auch halbjährig, in Wien mit 5 fl. C. M., in den Provinzen mit 4 fl. C. M. geleistet werden; und um den Ankauf hier am Platze noch mehr zu erleichtern, wird in Wien selbst eine vierteljährig Pränumeration mit 1 fl. 30 kr. C. M. angenommen werden.

Der Ort der Ausgabe und Pränumeration für diese Zeitschrift bleibt, wie bisher, für Wien die Strauß'sche Verlags-Handlung (Comptoir des österreichischen Beobachters, Dorotheergasse Nr. 1108).

In den Provinzen werden Bestellungen bey allen k. k. Postämtern angenommen, und sollten sich irgendwo Schwierigkeiten oder Irrungen ergeben, so wird ersucht, sich nur unmittelbar mit dem Pränumerationsbetrage an die hiesige k. k. Hofpostamts-Hauptzeitungs-Expedition, nebst Angabe des Wohnortes, Namens und Charakters, zu wenden, wo die Blätter allsogleich und pünktlich, und zwar wie bisher zweymahl in der Woche, Mittwoch und Sonnabend, unter gedruckten Couverts versendet werden.

Im Wege des Buchhandels ist die Zeitschrift durch die Zandler'sche Buchhandlung zu erhalten, welche die Versendung derselben von jetzt an übernommen hat. Sie wird in Monatsheften, mit Umschlag und Inhaltsanzeige, verlegt, und zwar gegen ganzjährige Pränumeration um den oben angezeigten Preis (8 fl. C. M.) von besagter Buchhandlung ausgegeben, und in alle k. k. Provinzen, so wie in das Ausland versendet werden.

Herausgegeben und redigirt von Anton Dominik Basler,
Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Wittve, Dorotheergasse Nr. 1108.

P o p u l ä r e

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

z u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

65.

Wien, Samstag den 11. December.

1830.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagshandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) auf den gegenwärtigen Jahrgang mit vier Gulden C. M. In den Provinzen nehmen die k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern das Blatt um den Preis von sechs Gulden C. M. wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder auch durch die Carl Gerold'sche Buchhandlung in Monatheften für 5 Thlr. sächt.

Etwas über die Cholera, wie wir sie kennen.

(Fortsetzung.)

Nicht selten ereignet es sich, daß diese rheumatische Cholera, vernachlässigt, oder durch zu starke Reizmittel verkehrt behandelt, in eine wahre Entzündung des Magens und der Gedärme übergeht, wo die Entleerungen auf Einmahl wie abgeschnitten, stille stehen, an deren Stelle dann ein äußerst schmerzhaftes, trockenes, d. i. fruchtloses Erbrechen, in Verbindung mit einem unerträglichen Stuhlwang, einzutreten pflegt. Denn die Erfahrung lehrt, daß bey der wahren Entzündung dieser Organe, ihre Absonderungen gänzlich unterdrückt seyn, wodurch die dießfälligen Ausseerungen immer zurückgehalten werden. Wo also die Ausseerungen wässerig und so ergiebig sind, wie in der wahren Cholera es der Fall ist, da befindet sich das betreffende Organ entweder in einem gereizten oder geschwächten, nie aber in einem — wahrhaft entzündeten Zustande. Daher sind alle absolut schwächenden und entzündungswidrigen Mittel, wie z. B. Blutentziehungen, Calomel u. c., in der wahren Cholera durchaus schädlich, und dienen höchstens dazu, dem Kranken durch ein beschleunigtes Ende seine Leiden abzukürzen; während sie uns in den Bauchentzündungen die einzigen Rettungsmittel darbieten. Noch gibt es eine Menge von Brechdurchfällen, die sich entweder als bössartige Erscheinungen, oder als kritische Bewegungen an deren Krankheiten beigesellen, und dießfalls nur Symptome, aber nie eine selbstständige Krankheit bilden. Wer zweifelt wohl daran, daß das erste Bedingniß, die glückliche Heilung einer Krankheit zu bewerkstelligen, in der Erkenntniß ihrer wahren Natur besteht, und daß, um diese auszumitteln, man sich eines Theils von den Umständen und Verhältnissen genau unterrichten müsse, die ihre Entstehung bedingen, an-

dern Theils aber auch auf die Form zu sehen habe, unter der sie im Organismus auftritt. Da aber die Natur der Krankheit mit den wesentlichen Merkmalen ihrer Form stets im gleichen Verhältnisse steht — so, daß wenn die Eine sich ändert, die Andere nothwendiger Weise nachfolgen muß; so besteht die Form der Krankheit nicht in dem Auffallendsten, sondern in der richtigen Auffassung der wesentlichen Erscheinungen; und um so eigenthümlicher eine Krankheit ist, um so ähnlicher sie in ihren auffallendsten Symptomen mit andern, der Natur nach oft ganz entgegengesetzten Krankheiten ist, desto wichtiger ist es, sie in ihrer Eigenthümlichkeit kennen zu lernen; desto behutsamer muß man aber auch in der Benennung einer solchen Krankheit seyn, deren Natur man oft noch nicht kennt, um nicht durch den Rahmen, der zuweilen nur von den in die Augen fallenden Erscheinungen genommen wird, verführt, zu einer Heilart sich bestimmen zu lassen, die einer ganz andern Krankheit gilt.

So lange eine specifische Krankheit im Organismus allein dasteht, behält sie ihre wesentlichen Kennzeichen, so wie ihre Natur bey jedem Individuum, das sie befällt, unverkennlich bey, und die Veränderungen, welche die Eigenthümlichkeiten des Patienten und der Umstände herbeiführen, gelten immer nur den zufälligen, nie aber den wesentlichen Merkmalen; tritt sie aber mit einer zweyten Krankheit zugleich auf, oder trifft sie schon eine andere im Organismus an, oder gesellt sich gar im Verlaufe ein fremdartiges Leiden erst dazu, dann wird ihr Bild, und nicht selten auch ihre Natur, auf eine Art verändert oder entstellt, daß es selbst dem denkenden praktischen Arzte schwer hält, sich aus solcher Complication herauszufinden.

Kehren wir nun zu unserer von jeher bekannten specifischen Cholera zurück, die wir zum Unterschiede aller andern ähnlichen Krankheiten, mit dem Rahmen der einheimischen Cholera morbus bezeichnen, so finden wir, daß sie eine charakteristische Krankheit sey, deren

Natur sicher nicht auf Entzündung, sondern auf wahre Schwäche des Verdauungs- und Reproductions-Apparats, mit ungewöhnlicher Erregbarkeit der gesamten Bauchnervengefächte, und ausgezeichneter Neigung zu schmerzlich krampfhaften Bewegungen als Prädisposition beruht, welche allein nur jenen, durch eingreifende und oft gleichzeitige gastrische und rheumatische Entstehungsmomente bewirkten, heftigen Rücktritt der Ausdünstungsstoffe auf die geschwächten und beleidigten Verdauungsorgane mit vorwaltender Resorption der Hautoberfläche zuläßt, wodurch eine Krankheitsform bedingt wird, die das Leben so schnell in seiner Quelle erschöpft, und ein so fürchterliches Ende herbeizuführen im Stande ist.

Die auf praktischem Wege erlangte Kenntniß der wahren Natur einer Krankheit ist zwar wohl geeignet, eine zweckmäßige allgemeine Heilmethode zu begründen, und so vor Allem eine nothwendige Grundlage zu bilden; allein dieß genügt zur sicheren Heilung einer besondern Krankheit keineswegs; bey den gründlichsten allgemeinen Ansichten, sieht sich der rationelle Arzt oft genöthigt, den mühsamen Weg der Erfahrung zu wandeln, und durch hundertfältige, behuthsam angestellte Versuche, aus dem Bereiche aller angezeigten oder zulässigen Heilmittel diejenigen herauszufinden, welche das Übel am schnellsten, am sichersten und am gründlichsten heben. Wir wollen nun sehen, welches Heilverfahren die Erfahrung bey unserer einheimischen Cholera morbus als das, den besagten Bedingungen am meisten entsprechende bewährt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über die Macht der Einbildungskraft.

(Beschluß.)

Der Arzt hörte mit Besorgniß diesem Bekenntniß seines Patienten zu, und vermied für jetzt weislich, der vorgefaßten Meinung seines Patienten zu widersprechen, begnügte sich mit sorgfältiger Erforschung der Natur der Erscheinung, welche den Patienten angeblich heimsuchte, und suchte die Geschichte der Art und Weise zu erforschen, wie sich eine so sonderbare Krankheit der Einbildungskraft bemisstert habe, die doch, wie es schien, von einer starken Vernunft gegen einen so unregelmäßigen Angriff geschützt wurde. Der Patient erzählte, daß die Krankheit stufenweise fortgeschritten sey, auch anfangs keinen schrecklichen, oder sonst unangenehmen Charakter gehabt habe, und gab zur Erläuterung folgende Beschreibung des Fortschrittes seiner Krankheit.

„Meine Erscheinungen,“ sagte er, „begannen etwa vor zwey oder drey Jahren, wo ich mich von Zeit zu Zeit durch die Anwesenheit einer großen Kage belästigt fand, die kam und verschwand, ohne daß ich sagen kann, wie dieses zugeing, bis die Wahrheit der Erscheinung sich mir endlich aufdrang, und ich genöthigt war, sie nicht als eine Kage unserer Hauswirthschaft zu betrachten, sondern als ein Phantom von Elementen, die keine andere Existenz hatten, als

in meinen gestörten Sehorganen, oder in meiner irrefeleiteten Vorstellungskraft. Ich hatte aber niemals jenen positiven Widerwillen gegen das Thier gehegt, wie ein bekannter tapferer Häuptling des Hochlandes, der sich in alle Farben seines eigenen Plaids verändert haben soll, sobald eine Kage sich zufällig mit ihm in einem Zimmer befand, selbst ohne daß er dieselbe sah. Dagegen bin ich vielmehr ein Freund der Kagen, und ertrug mit so großem Gleichmuth die Anwesenheit meines imaginären Gesellschafters, daß er mir fast gleichgültig geworden war. Nach einigen Monaten wurde derselbe aber durch ein Gespenst von einer wichtigeren Art ersetzt, oder daß ich mich richtiger ausdrücke, von einem Gespenste, welches wenigstens ein imposanteres Aussehen hatte. Dieß war nichts anderes, als die Erscheinung eines Kammerdieners, gekleidet, als ob er einen Lord-Lieutenant von Irland, einen Lord-Haig, Commissioner of the Kirk, oder irgend einen Andern begleiten wollte, welcher auf seiner Stirn den Rang und den Stempel delegirter Souveränität trägt. Diese Person erschien in einer Hoftracht mit Haarbeutel und Degen, gestickter Weste und dem Hut unter dem Arm. So schlich sie neben mir, wie der Geist Beau-Nash; und mochte ich nun in meinem eigenen Haus, oder in einem andern die Treppe steigen, so schritt sie mir voraus, gleichsam als wolle sie mich im Gesellschaftszimmer anmelden. Manchmal schien sie sich unter die Gesellschaft zu mischen, obgleich es ganz sichtlich war, daß Niemand ihre Anwesenheit bemerkte, und daß ich allein die visionären Ehrenbezeugungen wahrnahm, welche dieses imaginäre Wesen mir zu erzeigen bemüht schien. Diese Phantasiefrage machte auf mich keinen großen Eindruck, obschon ich über die Natur meiner Krankheit zu zweifeln begann, und über die Wirkungen unruhig war, welche sie auf meine intellectuellen Fähigkeiten hervorbringen könne. Aber diese Modification meiner Krankheit hatte auch ihre bestimmte Dauer. Nach einigen Monaten blieb die Erscheinung des Kammerdieners aus, und es folgte ihr eine andere, eben so schrecklich zu erblicken, als niederschlagend für die Phantasie; denn sie bestand in nichts Anderem, als in dem Wilde des Todes selbst, in der Erscheinung eines Skelettes. Allein, oder in Gesellschaft,“ fuhr der unglückliche Patient fort, „verläßt mich diese letztere Erscheinung nie. Ich sage mir vergebens hundertmal, daß die Erscheinung nichts Wirkliches, sondern bloß ein Bild sey, welches durch die krankhafte Spitzfindigkeit meiner eignen aufgeregten Phantasie, und durch die gestörten Sehorgane erzeugt wird. Aber was helfen solche Reflexionen, wenn das Bild, und zugleich auch die Vorbedeutung des Todes vor meinen Augen steht, und wenn ich mich selbst, obschon nur in der Einbildungskraft, als den Gefährten eines Phantomes betrachte, welches einen geistigen Bewohner des Grabes darstellt, selbst während ich noch auf der Erde athme? Wissenschaft, Philosophie und selbst Religion haben kein Heilmittel für eine solche Krankheit, und ich fühle es zu bestimmt, daß ich das Opfer dieser traurigen Krankheit werden muß, obschon ich nicht im Geringsten an die Wirklichkeit des Phantoms glaube, welches sie mir vorzaubert.“ Der Arzt schöpfte mit Bekümmerniß aus diesen Einzelheiten die Überzeugung, daß diese visionäre Erschei-

nung in der Phantasie seines Patienten sehr fest gewurzelt sey. Er bestürmte auf eine höchst scharfsinnige Weise den Kranken Mann, welcher damahls das Bette hütten mußte, mit Fragen hinsichtlich der, mit der Erscheinung des Gespenstes verbundenen Umstände, und glaubte ihn, als einen verständigen Mann, dadurch in solche Widersprüche und Unverträglichkeiten zu verwickeln, die seinen Verstand, der ungeschwächt zu seyn schien, so mächtig auffordern würden, um die Krankheit der Phantasie, die von tödtlichem Ausgange seyn mußte, mit Erfolg zu bekämpfen.

„Ist denn dieses Skelett, fragte der Arzt, Ihnen immer vor Augen?“ Leider ist es mein Loos, antwortete der Patient, es immer zu erblicken. „Dann ist es auch,“ fuhr der Arzt fort, „jegt Ihrer Phantasie gegenwärtig?“ Allerdings, erwiderte der Patient. „Und in welchem Theile des Zimmers erblicken Sie jetzt die Erscheinung?“ Unmittelbar am Fuße meines Bettes, und wenn die Vorhänge ein wenig offen gelassen werden, so füllt das Skelett, wie mir es vorkommt, diesen leeren Raum aus. „Sie sehen die Täuschung ein,“ sagte der Arzt; „haben Sie auch Festigkeit genug, sich davon zu überzeugen? Haben Sie Muth genug, sich zu erheben, und selbst an die Stelle zu treten, welche dem Anscheine nach eingenommen ist, und sich auf diese Weise von der Täuschung zu überzeugen?“ Der arme Mann seufzte und schüttelte den Kopf. „Wohlan!“ sagte der Doctor, „so wollen wir den Versuch auf eine andere Weise anstellen,“ erhob sich nun von seinem Stuhl an der Seite des Bettes, und stellte sich zwischen die zwey halb aufgezogenen Vorhänge am Fuße des Bettes, die ihm als der Ort bezeichnet waren, welchen die Erscheinung einnehme. Er fragte nun, ob das Gesenst noch sichtbar sey? Nicht ganz, erwiderte der Patient, weil Ihre Person zwischen ihm und mir steht; aber ich sehe den Schädel des Gespenstes über ihrer Schulter. Der Arzt soll in diesem Augenblick, als er eine Antwort erhielt, aus welcher mit solcher Umständlichkeit hervorging, daß das imaginäre Gespenst an seiner eigenen Person stehe, trotz aller Philosophie erschrocken seyn. Er wendete nun andere Mittel der Erforschung und Heilung an, jedoch mit eben so wenig Erfolg. Der Patient versank in immer tiefere Niedergeschlagenheit und starb in demselben traurigen Seelenzustand, in welchem er die lehtern Monate seines Lebens zugebracht hatte. Sein Fall ist ein trauriges Beyspiel der Macht der Phantasie, den Körper zu tödten, selbst wenn ihre phantastischen Schrecknisse die Vermunft der unglücklichen Personen, welche von ihnen gequält werden, nicht überwältigen können.

Vergiftung durch Stechapfel.

In der Überzeugung, daß Warnungen vor Unglücksfällen durch nichts eindringlicher gemacht werden, als durch die Bekanntmachung wirklicher Ereignisse der Art, legt der Unterzeichnete nachstehende Erzählung zur Warnung vor Pflanzenvergiftung vor.

Am 18. October d. J. brachte ein Mann seinen 3/4 jährigen Sohn auf mein Zimmer, und suchte weinend um Hülfe; weil der Knabe, wie der Vater und sein Weib durch die Aussage des Kleinen und dessen Schwester hörten, von der scharfen Seifensiederlauge, die in der Küche zum Waschen der Hauswäsche bereit stand, genossen habe. Der Vater mußte den Knaben tragen, weil er weder stehen, noch sich selbst aufrecht erhalten konnte. Sein Gesicht war sehr geröthet, die Augen meistens geschlossen, theils sehr beweglich, theils stierblickend, mit mehr erweiterter Pupille. Er erkannte mich nicht, obschon ich ihm sonst sehr wohl bekannt war. Übrigens war kein schmerzhafter Theil an ihm bemerkbar, auch nicht in der Magen- und Bauchgegend, das Athmen weder erschwert noch beschleunigt, die Pulse klein, zusammengesogen, wenig beschleunigt. Ich gab ihm einige Eßlöffel klare Suppe, welche er nach einiger Ermunterung zu sich nahm. Das Schlingen war jedoch träge, und er ließ auch jedes Mahl etwas davon aus dem Munde fließen. Bey den wiederholten Versuchen, ihn vom Tische zu erheben, brach er in heftiges Geschrey aus, mit Äußerung von Angst und Furcht vor dem Falle, wobey er sich zugleich fest an seinen Vater anklammerte.

Ich konnte die bisherigen Erscheinungen nur dem schädlichen Einflusse der Älauge zuschreiben, mit der Vermuthung, daß vielleicht noch andere schädliche Stoffe damit in Verbindung gewesen seyn dürften. Ich gab dem Vater etwas Milch, damit er selbe zu Hause lauwarm machen, und dem Knaben mit etwas Zucker, so viel davon möglich, reichen sollte. Auch sagte ich, daß er Klystiere aus Klepenabsud, Ohl und etwas Kochsalz bereiten lassen, und ihm einige beybringen möchte. Ich entließ beyde, und der Vater trug den Kleinen, so wie er ihn brachte, aus meiner Wohnung; ich versprach bald nachzukommen.

Nach einer Stunde kam ich dahin, und fand den Knaben im Bette in großer Unruhe, größtentheils bewußtlos, von Zeit zu Zeit heftig ausschreyend, mit geschlossenen Augen, welche er nur selten öffnete, und nur dann, wenn man seinen Nahmen nannte. Unter diesen gefahdrohenden Umständen und bey der Vermuthung, daß hier mehr freyes Alkali in der Lauge zugegen gewesen seyn dürfte, zugleich um den großen Andrang des Blutes zum Kopfe, und die große Entbindung des Wärmestoffes aus dem Blute möglichst zu mäßigen, reichte ich dem Knaben verdünnten Essig, den er zwar mit Widerwillen zu sich nahm, jedoch nicht ganz verschmähte, weil ich ihm etwas Zucker darnach gab. Diesen schwachen Essigtrank, sammt den obengenannten Klystieren rieth ich fleißig fortzusetzen. Ich nahm von der besagten Älauge etwas auf mein Zimmer, um gehörige Versuche damit anstellen zu können.

Nach ungefähr zwey Stunden kam der Vater und die Mutter dieses Knabens, und mit ihnen die Mutter einer anderen Familie, alle mit Jammergeschrey, daß ihre Kinder durch den Genuß des Samens von Stechapfel vergiftet worden seyen, und brachten auch einen Theil der Pflanze sammt den Samenkapseln mit. Dieß geschah, als ich eben nicht zu Hause war. Bey meiner Rückkehr besuchte ich sogleich den genannten Kna-

ben, und hörte nun die eigentliche Ursache dieses Unglücksfalles. Während meiner Abwesenheit hatte, den dringenden Umständen gemäß, ein ganz in der Nähe wohnender Wundarzt ein Brechmittel verordnet, welches bald aus der Apotheke anlangen sollte. Ich fand nun, außer dem mehrgenannten, zuerst erkrankten Knaben, noch ein 13jähriges Mädchen in dieser Wohnung, dann in einer andern Wohnung dieses Hauses ein 4jähriges Mädchen mit ähnlichen Zufällen befallen. Alle redeten im hohen Grade irre, besonders aber zeigte sich dieser Wahnsinn bey dem 4jährigen Mädchen, welches mit den seltsamsten Geberden und Worten meistens höchst fröhliche Äußerungen zeigte; so daß bey allen diesen sehr beklagenswerthen und gefahrdrohenden Umständen, doch sehr viele neugierige Zuseher zu lautem Lachen hingerissen wurden. Auch fand ich bey allen mehr oder weniger Zuckungen der Gliedmaßen und Würgen im Halse bey dem Verschlucken der Flüssigkeiten. Unter solchen Verhältnissen ließ ich den weniger verdünnten Essig nur noch häufiger allen Erkrankten beybringen, weil dieser das beste Gegenmittel wider die gefährlichen Wirkungen der Pflanzengifte, und besonders des Stechapfels ist. Zugleich verordnete ich Klystiere mit Zusatz von Essig, ferner das Waschen des Gesichtes, und das zeitweise Bespritzen des übrigen Körpers mit Essig, und vorsichtiges Lüften des Zimmers; endlich noch Senfteige auf die Fußsohlen, und ein gelindes Abführungsmittel aus dem bekannten Kindermeth (hydromel infantum). Mittlerweile kam das Brechmittel aus der Apotheke, wovon jedes der erkrankten Kinder einige Kaffeelöffel voll in kurzen Zwischenräumen erhielt. Nachdem eine halbe Stunde verflossen war, und nur das 13jährige Mädchen sich erbrach, wobey die gewissenen Mittagsspeisen entleert wurden, zugleich auch einige Samenkörner dieser Giftpflanze vorkamen, so reichte ich nun den Übrigen das Abführungsmittel, später auch diesem letzten Kinde, und ließ selbes fleißig die ganze Nacht hindurch fortsetzen. Beyläufig eine Stunde später wurde in der Wohnung des 4jährigen kranken Mädchens noch ein 3jähriges mit ähnlichen, nur nicht so heftigen Erscheinungen befallen. Sogleich brachte man ihr zwey Kaffeelöffel von dem Brechmittel bey, worauf sogleich Erbrechen folgte. Übrigens wurden auch bey diesem Kinde dieselben Hilfsmittel, wie bey den Übrigen, angewandt. Nun erfuhr man erst, daß das große Mädchen einen Theil der Pflanze mit den vollen Samenkapseln in dem Hofraume gefunden, die Kapseln zerbrochen, die Samen verpeisset, und diese auch unter die übrigen Kinder vertheilt habe. Diese Pflanzentheile wurden von dem Tagelöhner, welcher in dem eingeschränkten Garten des Hauses arbeitete, unvorsichtiger Weise nach dem Abschneiden aus dem Garten geworfen und so eine Beute der Kinder.

Als ich bey dem Anbruch des folgenden Tages die Kranken besuchte, hörte ich, daß alle die Nacht mehr oder weniger unruhig, mit den bekannten Zufällen zugebracht hätten, gegen 5 Uhr aber bey allen, mit Ausnahme des 3jährigen Mädchens, Leiböffnungen erfolgten, und sie hierauf bald ruhig wurden und zum völligen Bewußtseyn kamen. Wirklich fand ich, daß sie alle auf meine Fragen schnell und bestimmt antworteten, und ihre gewohnte Fröhlichkeit äußerten; auch wünschten sie alle, Speisen zu sich zu nehmen. Ich befahl, daß alle im Bette blei-

ben, und eine dünne Semmelbrühe erhalten sollten. Da aber das 3jährige Mädchen noch keine Stuhlentleerung hatte, auch nicht so heiter, als die Übrigen war, so ließ ich ihr noch etwas Kindermeth und ein Klystier beybringen.

Als ich gegen Mittag noch einmahl sie besuchte, war bey allen, außer einer blassen Gesichtsfarbe, keine Spur ihrer Krankheit zurückgeblieben. Ich ließ sie nun, weil die Witterung äußerst schön, und die Tageswärme angenehm war, ankleiden und in die freye Luft bringen. Hier erfreuten sie sich überaus über die nun glücklich überstandene Gefahr, mit dem kräftigen Vorsatz, nie wieder irgend eine Pflanze oder deren Samen zu verkosten, jede Genäschigkeit zu vermeiden, und bey ähnlichen Gelegenheiten immer ihre Altern zu befragen.

Haben wir nun wieder ein warnendes Beyspiel von Vergiftung durch Stechapfel vor uns, so wird auch eine kurze Beschreibung der charakteristischen Merkmale dieser Pflanze, besonders weil sie so häufig vorkommt, nicht am unrechten Orte seyn, damit der Nichtkenner das Bild derselben sich verschaffen, und vor Schaden bewahren könne.

Der gemeine Stechapfel, Tollkraut (*Datura Stramonium*) ist eine der heftigsten, bey uns wildwachsenden Giftpflanzen. Wir sehen sie oft auf Schutt- und Misthäufen, ungebauten Plätzen vor den Städten und Dörfern, und an andern wüsten Stellen. Sie ist ein Sommergewächs mit gestreiften, nicht festen, in gabelförmige Zweige sich theilenden, bis drey Fuß hohen Stengel. Die Blätter sind glatt, eyrund und stehen auf langen Stielen, weich, dunkelgrün, am Rande mondformig ausgeschweift. Die weißen, kurzgestielten Blumen sitzen theils in den Winkeln der Zweige, theils in denen der Blätter. Die Samenkapsel ist grün, eyrund, stachelicht, aufrechtstehend, von der Größe einer Nuß mit vielen schwarzen Samen erfüllt. Der Same kann mehrere Jahre in der Erde liegen, ohne zu verwehen; kommt er an die Oberfläche, so geht er dennoch auf. Daher ist diese Pflanze ein durch ihren Samen beynahe unvertilgbares Unkraut. Alle Theile dieser Pflanze haben einen auffallend widrigen, betäubenden Geruch, besonders aber die Blätter und Stengel. Alle Theile sind giftig, der Same aber am giftigsten, sowohl trocken als frisch, und auch in jeder Abkochung. Die wirksamsten Gegenmittel dieser Pflanzenvergiftung, wie schon oben gezeigt wurde, sind bald nach dem Genuße ein Brechmittel, hierauf Weinessig, Citronensaft, oder andere saure Beeren in ziemlicher Menge genossen.

Daß die Vergiftung durch den Samen des Stechapfels in dem gegenwärtigen Falle, bey übrigens geringem Genuße, von so ungewöhnlichen heftigen Erscheinungen begleitet war, dürfte größtentheils in der dießjährigen vorausgegangenen großen Sommerwärme gegründet seyn, indem diese Pflanze, aus den wärmeren Klimaten zu uns überbracht, auch bey uns nur in besonders heißem Sommer und gutem Boden ihre vollste Reife und Kraft erhält.

Schlüsslich bleibt noch der Wunsch übrig, daß, wie schon die hohe Landesregierung mehrmahl nachdrücklich einschärzte, keine Stechapfelpflanze in Gärten als Zierpflanze gebauet, und die wildwachsenden aller Orten auf das sorgfältigste vertilgt werden möchten.

A. L. Buchmüller,
Doctor der Heilkunde, Augen-
und Geburtsarzt und Professor.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Oesterreichische Gesundheits = Zeitung;

j u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

66.

Wien, Mittwoch den 15. December.

1830.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagsbuchhandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) auf den gegenwärtigen Jahrgang mit vier Gulden C. M. In den Provinzen nehmen die k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern das Blatt um den Preis von sechs Gulden C. M. wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder auch durch die Carl Gerold'sche Buchhandlung in Monathheften für 5 Thlr. löschl.

Etwas über die Cholera, wie wir sie kennen.

(Fortsetzung.)

Ob schon es durch die traurigste Erfahrung erwiesen zu seyn scheint, daß Heilmethoden durchaus nicht vor das Forum des großen Publicums gehören, sondern nur gebildeten Ärzten allein zustehen, daher nur von ihnen gewürdigt und in gehörige Anwendung gebracht, heilbringend seyn, von jedem andern aber, in die Geheimnisse der Natur Uneingeweihten, mißverstanden angewendet, offenbaren Schaden bringen müssen; so dürfte doch dießfalls eine Krankheit, wie die Cholera morbus, die zu unserer Zeit ganz Europa mit Schrecken erfüllt, die selbst so, wie wir sie bey uns kennen, da sie den Menschen plötzlich befällt, und durch ihren raschen Gang in die schnellste und augenscheinlichste Lebensgefahr versetzt, nur durch den schnellsten und bestimmtesten Beystand, von Seite der den Kranken umgebenden Personen bis zur Ankunft des Arztes geleistet, die Rettung möglich macht, — eine Krankheit, bey welcher der Arzt, wenn er allein ist, sammt einer ganzen Apotheke nur wenig oder gar nichts zu leisten vermöchte, wenn ihm nicht wenigstens vier oder sechs, in der Krankenpflege wohl unterrichtete und practicirte Individuen zu Gebote stünden, — wohl füglich eine Ausnahme verdienen. Erst unter solchen Umständen, wo alle äußern Einflüsse so rege und harmonisch zum Heile des Kranken umstaltet werden müssen, sieht es selbst der Arzt nur zu sehr ein, wie so ganz der glückliche Gang der Heilung dießfalls einzig und allein nur auf der geschickten Umgebung des Patienten beruhe. Wer könnte wohl bezweifeln, daß eine zweckmäßige Belehrung in solchen Fällen nicht allgemein wünschenswerth, und Bedürfnis sey!

In der vollen Überzeugung, daß wir nicht mißverstehen werden, oder zu Mißgriffen Veranlassung geben können, nehmen wir keinen Anstand, alles, was zum Behufe einer

schnellen und gründlichen Heilung unserer sporadischen Cholera morbus, zum Gegensatz jener epidemischen und zugleich ansteckenden, fürchterlichen Krankheit gleiches Namens, welche die ganze bekannte Welt nun mit gerechten Besorgnissen erfüllt, und deren Natur und glückliche Behandlungsweise keineswegs noch so ausgemacht zu seyn scheint, — uns von verständigen und tüchtigen Stadt- und Landärzten, mündlich und schriftlich mitgetheilt wurde, in Verbindung mit dem, was uns hierüber durch die ältesten und besten Schriftsteller bekannt ist, unsern verehrten Lesern im Auszuge mitzutheilen.

Auf dem außerordentlichen, aus dem tief beleidigten und heftig ergriffenen Centralgangliengeflechte der Baucheingeweide hervorgehenden, schmerzhaft krampfartigen Ergriffenseyn des gesammten Nervensystems, in Verbindung mit einer gleichzeitigen bedeutenden Störung in den Verrichtungen der Haut, bey einer so gallopirenden Krankheit, wie diese, beruht nach dem Zeugnisse Aller, auch die Erfüllung der zwey Hauptindicationen, nämlich: das beleidigte Nervensystem zu beruhigen, und die gestörten Hautfunctionen wieder herzustellen.

Was aber die Heilmittel, diesen Anzeigen mit Erfolg zu begegnen, anbelangt, da theilen sich die Meinungen, besonders der subtileren Theoretiker (medicorum a priori), von den wahrhaft praktischen Ärzten, oft bedeutend. Allein, da es sich bey einem so wichtigen Gegenstand, wie dieser, weniger um aus der Phantasie gegriffene Hypothesen, als vielmehr aus der Natur erfaßte klare Ansichten und praktische Wahrheiten handelt, so folgen wir hier, mit Übergang der Erstern, getrost den Letztern.

In der Cholera morbus, wie sie die Ärzte zu allen Zeiten bey uns zu beobachten Gelegenheit hatten, hat sich bis nun fast ausschließend nur das Opium als das Haupt- und wir möchten sagen als das einzige Rettungsmittel, aber nur in gehöriger Anwendung, und unter gleichzeitiger Verbindung mit zweckmäßigen äußern Mitteln,

vorzüglich der Wärme bewährt, welche am wirksamsten in aromatischen Fomenten oder derley Umschlägen, auf den ganzen Unterleib gelegt, und in sehr gut durchwärmten und durchräuchernten dichten Tüchern, mit Glück in Anwendung gebracht wurde.

Ein vierzigjähriger Practiker, der die Cholera in Gebirgsländern häufig und stets mit erwünschtem Erfolge behandelte, sagt: Wer das Opium in dieser Krankheit als wirkungslos oder gar als nachtheilig verwirft, der hat dieses Mittel entweder zu furchtsam und in zu kleinen Dosen angewendet, oder er hat die wahre Cholera wohl nie gesehen. Wer wird, der die Wirkungen des Opiums kennt, nicht erstaunen oder ungläubig lächeln, wenn er hört, daß ein Kranken, dem man binnen 12 Stunden 30 bis 40 Gran von diesem heroischen Mittel verabreichte, glücklich und ohne üble Folgen durchkam? —

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Wahnsinnige.

Zwey vornehme Freunde, welche vor einigen Tagen in Ferrara angekommen waren, besuchten das Hospital, oder vielmehr Gefängniß di Santa Anna, in welchem die Unglücklichen eingesperrt werden, welche ihres Verstandes beraubt sind. Der Kopf des ältern Reisenden war ganz kahl, und in seinem Gesichte lag etwas Naives und Böswilliges, Gutmüthiges und Stolztes. Wenn er den plumpen Führer fragte, welchen ihnen Anton Moski, der Priester der Anstalt, mitgegeben hatte, heftete er einen durchdringenden feurigen Blick auf die rohen, unbeweglichen Züge dieses häßlichen Kerkermeisters, und schien die Antwort da vorher zu lesen, ehe sie die rauhe unangenehme Stimme aussprach.

Der ihn begleitende Herr schien um einige Jahre jünger zu seyn. Unter dem von kostbaren Steinen blizenden Barett flossen von Wohlgerüchen durchdunstete Haare hervor. Ein kurzer, reich gestickter Mantel von scharlachrothem Sammet umhüllte seine Schulter, ließ aber auf einem mit Hermelin besetzten Wamms, die großen blizenden Ringe einer kostbaren goldenen Kette sehen. Seine mit einem seidnen Handschuh bedeckte Hand, stützte sich auf den Griff eines an einer seidnen Schärpe hängenden Degens, und nur das Klirren seiner silbernen Sporen störte das Schweigen in den langen Gängen, über welche sie hinschritten.

„Etienne de la Voötie,“ — sprach französisch sein Begleiter — „dieser Kerkermeister kommt mir so dumm als häßlich vor; er wird uns sicherlich über nichts, was wir sehen werden, hinreichende Auskunft geben können; und meine Neugierde wird doch an einem solchen Orte sehr erregt.“

Hey diesen Worten trat ein auf dem Gange herumgehender junger Italiener zu ihnen, und trug ihnen in gutem Französisch an, sie herumzuführen, und ihnen die Nartheit der Unglücklichen zu zeigen, und zu erklären.

Die Fremden nahmen den Antrag mit Freuden an, und wurden dann von Strozzi, so hieß er, über einen langen Gang geführt, auf dessen beyden Seiten enge Kerker waren,

vor welchen er still stand, und sehr geistreich über die Art der Berrücktheit der darin eingeschlossenen Unglücklichen sprach.

Plötzlich wurden sie von dem Geräusche unterbrochen, welches das Öffnen einer knarrenden Kerkerthüre verursachte. Ein mit Lumpen bekleideter, mehr von dem Unglücke, als von dem Alter gebeugter Mann trat vorsichtig heraus, und warf unruhige, ängstliche Blicke um sich. Bart und Haare waren verwirrt, aber sein bleiches Gesicht trug doch etwas Edles und Imposantes an sich.

Leise ging er auf die Fremden zu, zog einen Brief aus dem Busen, und sprach mit leiser feyerlicher Stimme: „Wenn ihr Christen seyd, so laßet dieses Schreiben an die Prinzessin Leonore von Este gelangen.“

Die beyden Fremden lächelten; der jüngere nahm aber das Papier, um den Wahnsinn des Unglücklichen nicht zu reizen.

„Ihr haltet mich für einen Berrückten“ — fuhr dieser dann fort — „und verwechselt mich mit den unglücklichen Wesen, unter die man mich geworfen hat? Ach! ich weiß es auch nicht, wie ich meinen Verstand unter den schändlichen Qualen, die ich ertragen muß, habe erhalten können! Von einem glänzenden Hofe weggerissen, in ein ungesund des Kerkerloch geworfen, dem süßen Gefühl des Ruhms, der Freundschaft und der Liebe entzogen, nun sieben Jahre allein, allein oder unter den Berrückten und den Verfolgern zu seufzen, das vortreffliche Geschenk des Himmels, hohe Geisteskraft und den Ruhm meines Namens verfluchen zu müssen, ach! wer könnte ein solches Leben ertragen? Bey der Mutter Gottes!“ — rief er, und umfaßte die Kniee des ältern Fremden unter Thränen, „macht dieser fürchterlichen Strafe ein Ende! Laßt Leonoren den Ort wissen, wo ich seufze, und sie wird mich befreien. Ihr zögert? Ihr fürchtet ihren Bruder? Ja, fürchtet ihn; denn seine Rache ist fürchtbar und unverföhnlich. Sagt Conca, dem Prinzen von Mantua, oder dem Freunde meiner Jugend, dem treuen Cardinal Cinthio, daß ich hier, unter einem falschen Nahmen...“ da ließ sich die schreckbare Stimme des Kerkermeisters vernehmen, und das Echo wiederholte seine schweren schnellen Schritte. Der Unglückliche zitterte, schwieg, stürzte in seinen Kerker, den der unbarmherzige Aufseher hinter ihm schloß, ohne die Canzone zu unterbrechen, die er leise vor sich hinsang.

„Die Krankheit dieses Menschen,“ sprach der junge Italiener zu den tief ergriffenen Reisenden, „besteht in dem Wahne, von einer hohen Dame geliebt zu werden. Bald besuchet er die Briefe, welche er von ihr erhalten zu haben meint, mit seinen Thränen, bald spricht er mit Verzweiflung von Festen, Turnieren und Triumpfen. Bisweilen singt er Verse, und schreibt sie an die Mauern seines Kerkers, wenn man ihm einmal ein wenig Licht verstatet; denn seine Berrücktheit artet nie in Wuth aus; sie ist eine tiefe Schwermuth, eine fortwährende finstere Traurigkeit. Seine Gedichte sind stets an den eingebildeten Gegenstand seiner Bärlichkeit gerichtet und der Brief, den er Ihnen gegeben hat, enthält sicherlich ebenfalls nichts als liebevolle Herzensergießungen.“

„Das ist wahr,“ erwiderte der Fremde, welcher das Schreiben unterdessen gelesen hatte. — „Er schreibt an die

Prinzessin von Ferrara, als ob ihm Leonore mit der zärtlichsten Gegenliebe anhing. Er spricht von nächstlichen, ihm gewährten Zusammentünften, und zweifelt nicht, sie werde selbst zu ihm kommen, und ihn befreien, so bald sie wisse, wo er sey. — Armer Mensch! Alles, was wir hier gesehen haben, bestätigt den Ausspruch des Plinius: nichts ist elender und zugleich stolzer, als der Mensch!“

Unter dessen war in dem Hospitale Lärm geworden, und einige Augenblicke später trat der Cardinal Cinthio, den die Reisenden am Abende vorher am Hofe gesehen hatten, in Begleitung des Priesters Mosti, schnell ein. Auf seinem Gesichte sprach sich die tiefste Rührung aus. Der Priester nahm das große Schlüsselbündel aus der Hand des Kerkermeisters, und öffnete selbst die kleine Thüre, die zu dem Kerker des Unglücklichen führte, welchen die Fremden eben gesehen hatten.

Cinthio warf sich weinend in die Arme des Gefangenen, der ihn mit schmerzlicher Freude betrachtete. „Ach! mein Freund!“ — sprach der Cardinal, als ihm sein Schluchzen zu reden gestattete, „so solltest du mir wiedergegeben werden?“ Dann wandte er sich zu den Umstehenden mit den Worten: „Fremdlinge, seht hier, wie der Herzog von Ferrara das Genie belohnt! Sagt es euren Landsleuten, sagt es der ganzen Welt, daß Torquato Tasso sieben Jahre in dieser schimpflichen Gast geseufzet hat, während die Erde seinen Tod beweinte! Komm, mein edler Freund! Komm! Kom hat dir Triumphe und Palmen aufgespart.“

Nach ihrem Weggange blieben die Reisenden einige Zeit schweigend stehen; endlich nahmen sie von Strozzi Abschied, und dankten ihm für seine Begleitung. „Wie?“ fragte dieser ernst den Ältern, „du gehst von hinnen, ohne mich anzubekhen?“ Der Fremde sah ihn verwundert an. „Großer Sterblicher!“ fuhr der junge Italiener fort, „hat dir mein Genie, das euch Allen Bewunderung abgenöthigt hat, die Gabe der Sprache, die ich bestze, nicht meine Göttlichkeit verrathen? Auf die Kniee mit dir!“ rief er mit Wuth und faßte Montaigne, den ältern Fremden, an der Kehle. — „Auf die Kniee, Weltmensch! bethe mich an, oder ich erwürge dich!“

La Voötie und der Kerkermeister beeilten sich, Montaigne den Händen des Wahnsinnigen zu entreißen und diesen in den Kerker zu bringen. „Heute“ — sprach der Befreyte — „dürfen wir das Haupt nicht stolz erheben, da wir den Geist eines Wahnsinnigen bewundert, und den größten Dichter Italiens für einen Verrückten gehalten haben. In Wahrheit, Sokrates hatte Recht, als er sagte: er wisse nur das Eine, daß er nichts wisse, und eben so Plinius, als er schrieb: es gibt nichts Gewisses, als die Ungewißheit.“

Vergleichung des Zustandes der Medicin und der gesellschaftlichen Verhältnisse überhaupt, wie sie vor 30 Jahren im Staate Ohio bestanden, mit den jetzigen *).

Von Horatio G. Jameson, M. D.

Prof. der Chirurgie am medicinischen Collegium zu Washington und Herausgeber des Maryland Medical Recorder.

Aus einem Schriftchen des Dr. Benjamin Dickson

*) The Maryland Medical Recorder, Vol. 1. p. 346.

zu Steubenville im Staate Ohio, erfleht man, daß man im Jahre 1829 dort damit umging, den 25. Medicinaldistrict zu bilden, und zu jedem dieser Districte gehören wenigstens 25 Ärzte. Dieser Staat, welcher noch vor Kurzem nicht viel besser als eine Einöde war, zählt jetzt also wenigstens 575 achtbare Ärzte, wahrscheinlich aber noch viel mehr. Vor 30 Jahren enthielt derselbe keine 25. Ich selbst habe zu jener Zeit in Ohio gelebt, und will daher meinen Lesern ein Bild des damaligen Zustandes vorführen. Die Vergleichung des Sonst und Jetzt bildet einen beyspiellofen Contrast.

Im Monath Februar 1799 schiffte ich mich auf einem viereckigen Boote mit ebnem Boden zu Pittsburg nach Wheeling ein. Dieses nach einer mehr stromabwärts liegenden Station bestimmte Fahrzeug, war ein länglich - viereckiger Kasten von rohen Planken, die mit hölzernen Pflocken zusammengedöbelt waren. Es war mit ungechlachten Rüdern versehen, und etwa zu $\frac{1}{3}$ mit Brettern verdeckt, so daß man recht gut vor Regen, Thau und Frost geschützt war, und, da der Boden wasserdicht war, sich darin ziemlich behaglich befand. In dem Boote befanden sich, außer meinem, noch 4 bis 5 Pferde, und viele Waaren. Die Mannschaft bestand aus dem Capitain und den nöthigen Matrosen. Der Capitain, wenn gleich ein echter Waldmensch, war dennoch ein munterer, geschiedter Mann, und ziemlich frey von Gemeinheit; von Passagieren waren vorhanden: zwey Geistliche, ein Frauenzimmer, die Frau eines andern Passagiers, und der Schreiber dieses, damals ein sehr junger, etwas zum Romanenhaften geneigter Arzt.

Wir glaubten in etwa 24 Stunden nach Wheeling hinabschwimmen zu können, und hatten uns deshalb eben nicht stark mit Lebensmitteln versehen. In jenen Zeiten war es noch nicht gebräuchlich, daß der Capitain die Passagiere belästigte, und jeder mußte sich seinen Kaffeh entweder selbst kochen, oder sich ohne denselben behelfen.

Unser Boot glitt den Strom, so zu sagen, in a je st ä tisch hinunter; denn damals war wohl auf keinem der großen westlichen Gewässer ein Boot zu finden, welches an Sonnengehalt, in der Bauart und im Schnellsegeln dasselbe übertroffen hätte. Damahls war dort noch keines von den hundertten von Dampfbooten zu sehen, die sich jetzt auf jenen Strömen mit selbstständiger Kraft bewegen. Bald befanden wir uns an der Mündung des Mononga helssa, auf welchem wir uns eingeschiff hatten, in den Meghany, welche beyde Ströme den Rahmen Ohio annehmen, und erfuhren leider, daß wegen der Seichtigkeit des Wassers die unfern davon befindlichen Stromschnellen schwer zu passiren seyn würden. Wirklich lief unser Boot dort drey bis viermahl auf den Grund, und jedes Mahl mußte der Capitain an der Spitze der Mannschaft und sämmtlicher Passagiere, in das 2 bis 3 Fuß tiefe Wasser springen, um den schwimmenden Kasten wieder flott zu machen, worauf jeder, so gut er konnte, wieder das Trockene zu gewinnen suchte.

Man denke sich unsere Lage. Wir, die wir des Wassers gar nicht gewohnt waren, mußten bis an die Brust in das beynabe eiskalte Element springen, welches so reisend strömte, daß man sich kaum auf den Beinen halten konnte. Hätte Einer es versehen und das Boot losgelassen, so würde er

mitten in diesem breiten Strome verloren gewesen seyn; denn es gab kein Mittel, das Fahrzeug anzuhalten. Solchen Mühseligkeiten waren Diejenigen ausgesetzt, die vor 30 Jahren den Ohio befuhrten.

Die sämmtliche Schiffsmannschaft ließ sich angelegen seyn, um der Gefährdung vorzubeugen, der Branntweinflasche tapfer zuzusprechen, und mir dieselbe Vorichtsmaßregel dringend anzuempfehlen. Ich zog aber vor, so oft ich aus dem Wasser kam, die Kleider zu wechseln, und die durchnäßten zu trocknen.

Die am Bord befindlichen Geistlichen waren Fremde, die, wie es schien, eben von Schottland kamen, der eine etwa 50, der andere gewiß 60 Jahre alt, und die personifizierte Unbeholfenheit. Diese Herren glaubten des kalten Bades überhoben zu seyn, und man ließ sich dieß anfangs gefallen; als aber der Whisky (Branntwein) zu wirken anfang, ließen sich grobe Scherze auf Kosten der Geistlichen hören, und man gab ihnen deutlich zu verstehen, daß sie das nächste Mahl mit hinaus müßten. Die Schwarzröcke ließen sich das gerne gefallen, und glaubten sich wahrscheinlich durch ihre behagliche Trockenheit hinreichend entschädigt.

Jetzt erscholl der Ruf: „heraus! heraus!“ von Neuem, und wurde von allen Seiten wiederholt. Zugleich ward gerufen, daß dießmal Niemand im Boote bleiben dürfe, wenn er nicht herausgeworfen seyn wolle. Der jüngere Geistliche unterwarf sich dem harten Urtheil ohne Murren, bath aber für seinen älteren Begleiter um Nachsicht. Dieß besänftigte die Matrosen, und der Greis, dem dieses Bad wahrscheinlich das Leben gekostet haben würde, durste, da auch der Capitain für ihn sprach, im Boote bleiben.

Dieß ist die wahre Beschreibung einer vor 30 Jahren auf dem Ohio gemachten Fahrt von wenigen Meilen. Wer hätte damahls vorher sehen können, daß nach so kurzer Zeit dieser prächtige Strom mit Dampfbooten bedeckt seyn würde, die diese gefürchteten Stromschnellen aufwärts überfahren könnten! Ich beabsichtigte bey dieser Reise, mehr nach Westen hin einen Wirkungskreis als Arzt zu suchen.

Nachdem wir bis mehrere Meilen unter dem großen Biberfluß geschifft waren, wurde es so dunkel, daß unser Capitain nach dem Lichte einer am Ufer stehenden Hütte zulanten ließ. Wir erreichten das Ufer glücklich, banden das Boot an, und begaben uns auf einen Hügel nach der Hütte, wo wir ein gutes Feuer fanden. Die Bewohner, welche zum Theil von gelegentlichem Zuspruch der Fremden lebten, freuten sich, uns zu sehen. Der Hausherr war auf die Jagd gegangen, und wir fanden daher nur die Frau mit ihren acht Kindern. Sie war das Bild der Gesundheit, und hatte ein feines, munteres Benehmen, war auch gesprächig. Auf unser Begehren, sie möge uns ein Abendbrot bereiten, ging sie freudig ein; doch mußten wir ihr die Materia-

lien dazu aus dem Boote liefern. Bald saßen wir neben einem behaglichen Scheitfeuer, und ließen es uns wohl schmecken, da uns das Fasten und die Mühseligkeiten Hunger gemacht hatten. Während das Abendessen zurecht gemacht wurde, erlaubte mir die Wirthinn auf ihrem Bette auszuruhen. Dasselbe stand in einem Winkel der Hütte, die nur ein Zimmer enthielt, nicht weit vom Feuer, und bestand aus einigen hölzernen Gabeln, die in gehöriger Entfernung in die Erde geschlagen waren. Auf diese waren Stangen gelegt, deren anderes Ende durch die Mauer getrieben war, und auf diesen lagen nach der Quere eine Art starker Schindeln, denen Breter auf beyden Seiten als Bettzargen dienten. Dieser rohe Kasten enthielt eine große Quantität Eichenlaub, welches mit einigen wollenen Decken besetzt war. Nach dem Abendessen legte sich die ganze Gesellschaft, mit den Füßen nach dem Feuer zu, um dieses her nieder. Nach dem Frühstück bezahlten wir unsere Wirthinn mit Gewaaren, und sie begleitete uns barfuß, und mit unbedecktem Kopfe bis zum Boote, wiewohl es während der Nacht geschneyet hatte. Wir langten bald und ohne weiteres Hinderniß zu Wheeling an.

(Der Beschluß folgt.)

M i s c e l l e.

(Das Vieh in der Schweiz.) In den Theilen der Schweiz, wo das Getreide, der Wein und das Obst nicht mehr gedeiht, deckt den Boden das schönste Grün, welches dem Vieh herrliche Weide bietet; die Bewohner beschäftigen sich also mehr mit ihren Herden, als mit dem Ackerbau. Die über 1800 Fuß über der Meeresfläche gelegenen Alpenhöhen verdanken ihren größten Reichthum dem Vieh und dem, was man von diesem erhält; doch die schönsten Herden findet man 3000 F. über dem Meere. In den Cantons, wo die Weideplätze die Grenze überschreiten, an welcher die Waldungen beginnen, und sehr schroff und abschüssig sind, werden die Stiere gewöhnlich nicht groß. Sind jedoch die Weideplätze nicht steil, wenn sie auch zwischen 2000 bis 5000 F. hoch liegen, so wird das Hornvieh gewöhnlich außerordentlich groß. — Die größten Schweizerkühe finden sich in dem Simmenthale, im Sanerlande und in Gruyeres; sie wiegen 5 bis 6 Centner, fette Ochsen sogar 14, 20 bis 25 Ctn.; man hat sogar einen von 30 Ctn. gesehen. Eine gute Kuh gibt täglich 20 Pfund Milch, und die besten 30 bis 40, so daß man von einer vorzüglichsten in vier Monaten auf den Bergen 2000 Pfund Milch enthält. Da man nun in den Alpen aus 10 Pfund Milch 1 Pf. Käse macht, so kann man auf jede solche Kuh 2 Ctn. Käse rechnen. Im Canton Appenzell mäset man viele Kälber, die in sieben bis acht Wochen 150 Pfund, und in zwölf bis dreyzehn Wochen 2 bis 3 Centner schwer werden.

Im Sommer schätzt man die Gesamtzahl Rindviehs in der Schweiz auf 900,000, und im Winter auf 600,000, im Durchschnitt also auf 750,000 Stück. Der reine jährliche Ertrag der Milch beträgt 24 Mill. 739,000 Schweizerfranken.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

P o p u l ä r e

Oesterreichische Gesundheits = Zeitung;

3 u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

67.

Wien, Samstag den 18. December.

1830.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagsbandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) auf den gegenwärtigen Jahrgang mit vier Gulden C. M. In den Provinzen nehmen die k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern das Blatt um den Preis von sechs Gulden C. M. wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder auch durch die Carl Gerold'sche Buchhandlung in Monatsheften für 5 Thlr. sächs.

Etwas über die Cholera, wie wir sie kennen.

(Fortsetzung.)

Und doch verhält sich's so in Wahrheit; allein man muß solche Kranke entweder gesehen oder selbst behandelt haben, um zu begreifen, wie es so kommen müsse. — Man denke sich gegenwärtig bey einem Kranken, der unausgesetzt sich übergibt, dessen Muskeln des Magens und der Speiseröhre in stäter rückgängiger Bewegung sich befinden, dem die Krankheit kaum Zeit läßt, den Schlund für Momente, um Etwas hinunter zu schlucken, zum Zusammenziehen zu vermögen, der von den stärksten Krämpfen, ja selbst von Convulsionen und den empfindlichsten Schmerzen ergriffen, bald laut jammernd und schreyend, bald bewußtlos in den heftigsten und unordentlichsten Bewegungen sich krümmt und windet; — und man wird begreifen, daß man jeden Augenblick benützen müsse, um dem armen Kranken, so oft als möglich, von jenem wirksam beruhigenden und Krampfstillenden Medicamente beybringen zu können. Von vielen, während einer Stunde unter so entsetzlichen Erscheinungen mit großer Mühe beygebrachten Opiumpulvern, erreichen die meisten den Magen gar nicht, und wenn eines auch dahin gelangt, so wird es gleich wieder mit einer Menge, daselbst und im Zwölffingerdarm fortgesetzt ausgeschiedenen Flüssigkeiten verdünnt, fast wirkungslos mit Gewalt wieder ausgestoßen. Dieß darf keineswegs entmuthigen; denn so gering die Wirkung jedes einzelnen Pulvers im Anfange auch seyn mag, so addirt sich doch mit der Zeit die erwünschte Wirkung zusammen, die Pulver werden länger vertragen, und gewinnen durch ihr längeres Verweilen im Magen, Zeit, die unordentlichen und tumultuarischen Bewegungen der Eingeweide zu mäßigen, und die Ausleerungen zu mindern.

Bis zum Zeitpunkte des eingetretenen Nachlasses, darf man sich gar nicht einbilden zu viel thun zu können, so groß

ist die Gefahr, die mit jeder Minute wächst, und so beschränkt ist die Gelegenheit, dem Patienten etwas Wirksames beyzubringen. Wer da, auf die volle Wirkung jeder einzelnen Gabe sich verlassend, nur kleine Dosen Opium in festgesetzten Zwischenzeiten verordnet, der irrt sich gewaltig; denn nach einigen Stunden findet er den Kranken schon todt, und beschuldigt mit Unrecht das Opium als wirkungslos. — Von zehn, einen Gran Opium in Substanz enthaltenden, und in einem Eßlöffel voll aromatischen Thee im Beginn gereichten Pulvern, darf man in der Regel selten auf mehr, als höchstens auf die Wirkung eines einzigen Granes mit Sicherheit rechnen. Nur wenn die Zufälle nachzulassen anfangen, tritt mit der Hoffnung zur sicheren Rettung des Patienten, auch die Nothwendigkeit der größten Vorsicht und Behutsamkeit in der Verabreichung des Opiums ein. Es darf kein neues Pulver eher gereicht werden, bis das frühere nicht vollkommen ausgebrochen ist; alle halbe, ganze Stunden endlich in kleineren Gaben, die so lange fortgesetzt werden müssen, als krankhafte vermehrte Ausleerungen und Krämpfe sich noch einstellen. Die Erfahrung lehrt es übrigens, daß solche Kranke gewöhnlich erstaunlich viel Opium zu vertragen im Stande sind; vermuthlich weil die Natur der Krankheit es unumgänglich erheischt. Immer aber bleiben die weiteren inneren Gaben dem klugen Gemessen des behandelnden Arztes anheimgestellt, der dießfalls mit dem Grad der Krankheit, der Zeit und Art des Nachlasses, nach dem Individuum und nach den übrigen Umständen, sich benehmen wird. Den inneren Gebrauch des Opiums unterstützen auf eine ausgezeichnete Weise Klystiere, bestehend aus einem Aufgusse stärkender und Krampfstillender Kräuter, vorzüglich Camillen, Valeriana, des Hyoscyamus u. s. w. wenigstens mit einer Drachme zusammengesetzter Opium-Tinctur versetzt, welche im selben Verhältnisse, wie die Opiumpulver, besonders Anfangs, so oft als möglich, bis zur erfolgten Erleichterung und Nachlaß der Durchfälle, und dann erst in größte-

ren Zwischenräumen und mit allmählicher Verminderung der Opium-Tinctur, beygebracht werden müssen. Diese Mittel, deren Verordnung nur allein dem Arzt zusteht, leisten ihre erstaunliche Wirkung auf beschriebene Weise nur unter gleichzeitiger und gleichmäßiger Anwendung eines erhöhten Wärmegrades auf den ganzen Körper, der eine erschütternde Marmorfalte äußert. Die äußerste Nothwendigkeit der Anwendung der Wärme tritt aber gleich bey Beginnen der Krankheit ein.

Es ist daher nicht genug, den Kranken zu entkleiden, und ihn ins Bett zu bringen und recht sorgsam zu bedecken, in der Hoffnung, er werde sich nun von selbst erwärmen. Dieß ist unmöglich; denn der Mensch scheint bey dieser Krankheit alle organische selbstständige Wärme verloren zu haben; und denkt man sich das Bild der Krankheit, so wird man leicht einsehen, daß es beynahe unmöglich ist, den Patienten bedeckt zu erhalten.

Es muß daher vor Allem, das Bett wohl ausgewärmt, und die Temperatur des Zimmers erhöht werden, wenigstens 24° Réaum., und der ganze Körper des Kranken mit sehr gut durchwärmten und durchröcherten Tüchern, so warm man es immer vertragen kann, besonders die Extremitäten so eingewickelt und mit Bändern befestiget werden, damit er sie bey seiner Unruhe nicht so leicht verlieren könne, und derley Tücher müssen alle fünf Minuten sorgsam gewechselt werden. Um dieses nach Wunsch, nach Erforderniß, und mit sicherem guten Erfolg ausführen zu können, benöthigt man wenigstens sechs bis zehn große Tisch- oder Betttücher und zwey geschickte und flinke Personen, Eine um das Erwärmen, und eine Zweyte, um das Appliciren der erwärmten Tücher zu besorgen; besonders wo die so unentbehrliche Wärmeschachtel, die man bey einer wohl eingerichteten Familie nie missen sollte, fehlen; in deren Ermanglung man die Tücher, vorzüglich, wenn nicht hinlänglich Gluth vorhanden ist, die Wärmepfannen damit zu füllen, in einem großen und weiten irdenen Topf, Schüssel, Reine, Pfanne etc., die man auf einen Dreyfuß über ein schnell angemachtes kleines Feuer stellt, unter beständigem geschickten Umwenden dermaßen schnell erwärmt, daß in wenigen Minuten mehrere große Tücher, ohne Gefahr einer Beschädigung, in erwünschter Eigenschaft zu Gebote stehen.

(Der Beschluß folgt.)

Vergleichung des Zustandes der Medicin und der gesellschaftlichen Verhältnisse überhaupt, wie sie vor 30 Jahren im Staate Ohio bestanden, mit den jetzigen.

(Beschluß.)

Die Stadt Wheeling war schon damals der Sitz eines regen Handelsverkehrs, und es befanden sich in der Nachbarschaft einige hübsche Niederlassungen. Die ersten Ansiedler hatten in der Regel ihre Wohnung an Flussufern gebaut, und daher viel von schädlichen Miasmen zu leiden. Aller-

dings gibt es dort keine solche sumpfigen Marschen, wie in den Staaten am atlantischen Ocean; allein wegen des fetten Bodens und veränderlichen Wasserstandes, grassiren dort endemische Fieber häufig. Während eines Theils des Jahres überströmen der Ohio und dessen Nebenflüsse ihre Ufer, und wenn gleich keine Dämpfel zurückbleiben, so wird doch durch den aufgeführten Schlamm der ohnehin geile Boden zu einer so üppigen Vegetation erregt, daß, wenn diese im Herbst abstirbt und fault, sich sehr schädliche Dünste entwickeln. Überdem haben diese, im Frühlinge so ungeheuer angeschwollenen Gewässer während des Sommers nur einen höchst dürftigen Zufluß, so daß viele von den Gräben, oder Nebenflüssen, in eine Reihe von Dämpfeln mit stockendem Wasser verwandelt werden.

Während meines mehr als zweyjährigen Aufenthalts zu Wheeling, kamen mir Gallenfieber und Wechselfieber jedes Grades, so wie auch remittirende und typhöse Fieber in Menge vor, und alle waren offenbar desselben Ursprungs, indem sie häufig unter allen Formen zu gleicher Zeit an demselben Orte vorkamen. Doch muß ich mich, rücksichtlich der dagegen angewendeten Behandlung, auf die Bemerkung beschränken, daß Aderlaß, Blasenpflaster, Calomel, China, Spießglas, Ammonium und Opium ziemlich die einzigen dagegen angewandten Mittel ausmachten.

Zu jener Zeit fand zwischen Wheeling und Chillicothe keine andere Communication als durch Bothen und Packpferde Statt. Die Kaufleute aus Kentucky und andern mehr westlichen Gegenden, transportirten ihr Geld auf kleinen Pferden, deren Ladung in 3000 Dollars bestand, die in zwey lange Rollen gepackt und in rohe Häute, meist Büffelhäute, genäht waren, welche sich, wenn sie trocken geworden, sehr schwer öffnen ließen. Man sah Kaufleute durch eine von Raubthieren wimmelnde Wildniß, auf einem schmalen Pfade mit 4 bis 6, oder noch mehr mit barem Gelde beladenen Pferden von Chillicothe nach Wheeling 160 Meilen weit her kommen. Manchmahl hatten sie einen Diener bey sich, manchmahl nicht; zuweilen reiseten sie in Karavannen. Auf dieser langen Reise stießen sie öfters mit Jägergesellschaften der Indianer zusammen, und über Nacht mußten sie im Walde bleiben und die Pferde frey lassen, damit sie grasten. Diese des Morgens zusammenzubringen, hielt oft schwer. Gewöhnlich folgten sie aber willig dem Leitpferde, dem eine Schelle am Halse hing, und das von dem Herrn nach dem Lagerplatze geführt wurde. So einsadend die Gelegenheit auch war, so hat man doch kein Beyspiel, daß dergleichen Kaufleute unterwegs beraubt worden wären. Dieser einsame Pfad ist jetzt in eine breite Landstraße verwandelt, auf welcher sich vier Poststationen befinden, und die Reisenden mit der größten Geschwindigkeit weiter befördern.

Zum Schluß will ich einige meiner ärztlichen Creurstonen im Staate Ohio erzählen. Unter den merkwürdigern Vorfällen hebe ich zuerst folgenden heraus. Ich wurde 7 Meilen weit in das Gebieth von Ohio beschieden, um eine durch den Biß eines Menschen sphacelös gewordene Hand zu amputiren. Der verletzte Mensch war im trunkenen Zustande bey sehr kaltem Wetter aus dem Hause geworfen worden, und so hatte sich die Entzündung so verbreitet,

daß Syphacelus eingetreten war. Bey meinen ersten Besuchen konnte ich auf dem Eise über den Ohio gehen; da dieses aber bald aufbrach, und die Schollen über eine Woche lang schnell hinabtrieben, so mußte ich mich auf einem Kanoe übersetzen lassen. Das Kanoe bestand aus einem ausgehöhlten Baumstamme, und man kann denken, mit welcher Gefahr ich in einem solchen Fahrzeuge täglich zweymahl zwischen den ungeheuern Schollen über den Fluß setzte. Wäre der Fährmann weniger gutherzig und geschickt gewesen, so hätte ich den Kranken ohne Hülfe lassen müssen, und wahrscheinlich bey einer dieser Fahrten das Leben eingebüßt. Die beyden Fahren von Wheeling fuhren mehrere Tage nicht über, und das Felleisen blieb so lange liegen.

Ein andermahl wurde ich zu einem 30 Meilen entfernt wohnenden, gefährlich kranken Manne gerufen, der an Vereiterung der Leber litt. Seine Wohnung stand am Christen Grih, unfern des Ohio, in der Nachbarschaft hoher Berge. Da wir ziemlich spät am Tage abgereiset waren, so ereilte uns die Nacht unterwegs 6 — 7 Meilen von dem Orte unserer Bestimmung, und der Weg war zu gefährlich, als daß wir unsere Reise hätten fortsetzen dürfen. Wir suchten also in einer halbverfallenen Hütte Schutz, konnten aber, aus Furcht vor Klapperschlangen, und da unsere Pferde sich nicht ruhig hielten, nur wenig schlafen.

Als ich am folgenden Tage zu meinem Kranken gelangte, fand ich ihn in so übeln Umständen, daß ich es für nöthig hielt, einige Tage bey ihm zu bleiben. Während dieser ganzen Zeit bekam ich, aus dem sehr triftigen Grunde, daß keine andern Speisen zu haben waren, nichts als gekochten halbreifen Mais und Milch zu essen, so daß ich nur mit Mühe und Noth einer ernstlichen Störung in den Verdauungswegen entging. Viele arme Familien der dortigen Gegend lebten übrigens, während dieser Jahreszeit, mehrere Wochen lang von nichts Andern.

Ich machte diesem armen Manne noch einen zweyten Besuch; aber er mußte, wegen des Mangels an der gehörigen Diät und Abwartung, sterben. Auch dießmahl mußte ich unterwegs vielen Gefahren trogen, indem ich einen Theil des Weges im Dunkeln zurücklegte, und mehrmahls nur mit genauer Noth dem Schicksal entging, in Abgründe zu stürzen. Einmahl hatte ich mich verirrt, und befand mich allein in einer Wildniß, wo Bären, Panther und, was das Schlimmste war, zuweilen ganze Scharen von Schlangen anzutreffen waren.

Mit solchen Schwierigkeiten hatte vor 30 Jahren der Arzt in manchen Theilen des Staates Ohio zu kämpfen. Jetzt hat sich dort Alles zum Bessern gestaltet; die Ärzte leben dort, wie in jedem civilisirten Lande, haben Zeit ihre Wissenschaft zu erweitern, und werden nicht nur ihrem Vaterlande höchst nützlich, sondern auch von Tag zu Tag in den übrigen Staaten und im Auslande mehr geschätzt. Sie können daher die schönsten Hoffnungen für die Zukunft hegen, zumahl da die Bemühungen der Ärzte, ihrem Stande Ansehen und ausgebreiteten Nutzen zu verschaffen, vom Volke anerkannt, und deßhalb von der Gesetzgebung wirksam unterstützt werden.

Von Dr. Arnold Knight, Arzt am allgemeinen Krankenhause zu Sheffield.

Das Asthma oder die Engbrüstigkeit der Schleifer, ist diejenige Art von Auszehrung, von welcher die Arbeiter gewöhnlich befallen werden, welche in und um Sheffield die verschiedenen Arten von Messerschmiedwaaren zu schleifen haben. Der Name paßt eigentlich nicht für die Natur der Krankheit, welche eine wahre Auszehrung ist, und scheint dadurch entstanden zu seyn, daß die Schleifer den tödtlichen Charakter des Leidens dadurch zu verbergen suchten, daß sie ihm den Namen einer Krankheit beylegte, welche einer längern Lebensdauer nicht durchaus hinderlich ist. Es möchte sonderbar scheinen, daß eine Krankheit, die unter diesen Professionisten so viele Opfer fordert, bisher von den Ärzten noch so wenig beachtet worden ist. In den meisten Werken über Lungenkrankheiten wird allerdings angeführt, daß die feinen Staub- und Stahltheilchen, die bey dem Schleifen sich mit der Luft mischen, häufig eine Veranlassungsurache der Auszehrung werden. Allein außer Hrn. Coquet (in dessen «Maladies des Artisans») und Dr. Johnstone zu Worcester (im 5. Bande der «Memoirs of the Medical Society of London»), hat meines Wissens Niemand eigens über diesen Gegenstand geschrieben. Die erstere dieser Abhandlungen ist mir unbekannt, und die letzte handelt bloß vom Nadeln schleifen. Überdem ist das jegige Asthma der Sheffield'schen Schleifer erst eine Krankheit neuern Ursprungs, und in seiner heutigen verderblichen Form erst aufgetreten, seitdem das Schleifgeschäft ein eigenes Gewerbe geworden ist. Früher lagen die Schleifmühlen an fließenden Gewässern, und standen aus luftigen Schoppen. Sie konnten auch im Sommer, wegen Wassermangels, nur 4 bis 5 Stunden täglich benutzt werden, und die darin arbeitenden Leute trieben dabey noch andere Geschäfte, z. B. Schmieden und Hefmacherey, während die Schleifer seit Einführung der Dampfmaschinen, unter den weiter unten angegebenen ungünstigen Verhältnissen leben müssen.

Manche Messerschmiedwaaren werden trocken, andere naß, noch andere sowohl naß als trocken geschliffen. Der Schleifer sind im Ganzen ungefähr 2500, und unter diesen sind etwa 150 Gabelschleifer, diese schleifen trocken, und sterben im 28. bis 32. Lebensjahre. Die Rastermesserschleifer schleifen sowohl naß als trocken, und diese werden 40 bis 45 Jahre alt. Die Tischmesserschleifer schleifen auf nassen Steinen, und erreichen ein Alter von 40 bis 50 Jahren. Gegen das Ende des letzten Jahrhunderts hatte sich das Schleifgeschäft so vermehrt, daß die Schleifmühlen für den Bedarf nicht ausreichten, und da nicht mehr Wasserräder angelegt werden konnten, so nahm man im Jahr 1786 seine Zuflucht zur Dampfmaschine. Als bald trat in Ansehung der Verhältnisse der Schleifer eine große Umwälzung ein. Sie arbeiteten nun in kleinen niedrigen Stuben, wo an 8 bis 10 Steinen oft 16 Personen auf einmahl be-

*) The north of England medical and surgical Journal Nr. 1 August 1830.

schäftigt waren. Thüren und Fenster blieben fast beständig verschlossen, die Luft wurde von so vielen Steinen außerordentlich staubig, und der Staub bey der geringen Circulation der Luft fast gar nicht abgeführt. Bey der Dampfmaschine, die das ganze Jahr lang arbeitete, hatte auch der Schleifer keine Jahreszeit mehr zu seiner Erholung frey, sondern er mußte im Durchschnitt 22 Stunden und 6 Tage die Woche arbeiten. Die Schleifer wohnten nunmehr in der Stadt in der Nachbarschaft ihrer Mühlen, ergaben sich der Unmäßigkeit, und die Mäßigen und Fleißigen, die nun so viel arbeiten konnten, als sie wollten, starben noch früher, als die Faulen und Liederlichen. Jene zerstörende Krankheit ward in den letzten Jahren daher so allgemein, daß im Jahre 1822 von 2500 Schleifern kaum 55 das Alter von 50 Jahren, und kaum 70 das Alter von 45 Jahren erreicht hatten, und unter 80 Gabelschleifemeistern nicht ein einziges Individuum volle 36 Jahre alt war.

Da alle Versuche, das Asthma der Schleifer zu heilen, so lange der Patient seinem gewöhnlichen Geschäfte nachging, fehlgeschlagen waren, so bemühten sich natürlich die dabey zunächst Theilhaftigen, ein Vorbeugemittel ausfindig zu machen; allein die eine Vorrichtung wurde bald durch Staub verstopft, die andere hielt ihn nicht gut zurück; die dritte ließ ihn ganz durch, und die vierte wurde bald dadurch verdorben; und da also keine vollkommen zuverlässig war, so wurden die Arbeiter ihrer bald überdrüssig, und schliffen, wie sonst, ohne allen Schutz. Es scheint sich also beynähe die Maßregel nothwendig zu machen, daß der trockne Stein der Messerschmiede nur noch in Strafanstalten durch den unbiegsamen Arm der Gerechtigkeit in Umschwung gesetzt werde.

Literarische Nachricht.

Wir machen das Publicum auf das baldige Erscheinen eines höchst interessanten Werkes aufmerksam, welches unsern Lesern durch Auszüge, die wir ihnen mitgetheilt, schon theilweise bekannt, und durch seine Gründlichkeit, Ausführlichkeit und Klarheit unter die ausgezeichnetsten Schriften dieser Art zu zählen ist. Es führt den Titel: „Der Mensch als Kind,“ oder: „Darstellung einer auf naturgemäße Grundsätze gestützten physisch-moralischen Erziehung des Kindes, von der Geburt bis zu den Jahren der Pubertät; eine Schrift für Ältern, Erzieher und Menschen im höhern Sinne des Wortes, von Raphael Ferdinand Hussian.“ Die Aufsätze: „Vorsichtsmaßregeln bey der Wahl der Säugammen,“ in den Blättern Nr. 9, 10, 11 und 12 — „Einfluß der physischen Erziehung auf die Glückseligkeit des Menschen,“ in Nr. 26, 27, 28, 29 und 30 — „Einige Worte an schwangere Frauen, in Bezug auf zweckmäßige Bekleidung,“ in Nr. 30, 31 und 32 — „Von der Kost, wie sie für schwangere Frauen beschaffen seyn soll,“ in

Nr. 38, 39 und 40 — „Das Selbstfängen ist für taugliche Mütter ein ausdrückliches Gesetz der Natur,“ in Nr. 40, 41, 42 und 43, fanden unseres Wissens, bey den verehrten Lesern die geneigteste Aufnahme, und mögen daher, da sie sämmtlich dem noch ungedruckten Werke entnommen wurden, welches uns der Herr Verfasser zu diesem Zwecke mitzutheilen die Güte hatte, als eine Probe von der Vorzüglichkeit dieser Schrift gelten. Dieselbe hat vor vielen anderen Werken dieser Gattung auch den Vorzug, daß der Verfasser seine Ansichten und Vorschriften immer an der Hand der Erfahrung mittheilt und begründet, und allen so schädlichen übertriebenen und eingebildeten Speculationen fremd ist. Rücksichtlich der Ausführlichkeit und Vollständigkeit dürfte es wohl kaum seines Gleichen haben; und es wird sich in dem ganzen angedeuteten Bereiche, welchen der Titel umschließt, wohl nicht ein Verhältniß oder Umstand finden, über welchen man darin erschöpfende Belehrung vermissen würde. Somit wünschen wir dem baldig erscheinenden Werke alles Glück, das es durch seine Trefflichkeit verdient, und glauben gegen das Publicum eine unserer Pflichten erfüllt zu haben, indem wir es demselben besonders anempfehlen.

Miscellen.

Das Klima der südlichen Hemisphäre ist, nach einem Schreiben eines Officiers von dem Schiffe Chanticleer, keineswegs so kalt, als man geglaubt hat. Am Cap Horn 56° südl. Br. war im May die Vegetation in voller Kraft, und Schnee liegt selten auf den Niederungen. — Die Sommer des südlichen Amerikas sind nicht warm oder heiß, und die Winter sind auch nicht sonderlich kalt; aber Winde, Stürme und Regen herrschen häufig, ewige Windstöße, und fast niemals 24 Stunden ohne Regen. — Vom Staatsland heißt es, es besteht aus steilen Bergen, 2000 Fuß hoch, und bis an die Gipfel mit Bäumen besetzt. Das Erdreich am Fuße der Berge ist besonders morchig. Die mittlere Temperatur ist niedrig, erleidet aber wenig Veränderung; binnen 24 Stunden nicht mehr als 3 bis 4° Fahrenheit. Die Sommer sind nicht warm und die Kälte zur Winterszeit ist nicht bedeutend; dagegen ist es aber die Gegend der Winde und Stürme, kein Tag vergeht ohne Regen, und die Windstöße sind beynähe unausgesetzt. Das Barometer steht immer niedrig; die magnetische Intensität ist schwach; elektrische Erscheinungen kommen selten vor. Die Winde sind gewöhnlich Westwinde.

Die Griechen und Römer, die die Gesundheit vergötterten, stellten sie als eine Jungfrau dar, die mit heilsamen Kräutern gekrönt war, und die in der Hand eine, mit einer Schlange umwundene Schale hielt. Die Schale bedeutet das Heil oder Schutzmittel; und die Schlange, als das Symbol der Klugheit, zeigte an, daß die Heilkunst viel Vorsicht und Überlegung erfordere.

Herausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,
Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

P o p u l ä r e

Oesterreichische Gesundheits = Zeitung;

3 u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

68.

Wien, Mittwoch den 22. December.

1830.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlags-Handlung (Dorotheergasse Nr. 1108) auf den gegenwärtigen Jahrgang mit vier Gulden C. M. In den Provinzen nehmen die k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern das Blatt um den Preis von sechs Gulden C. M. wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder auch durch die Carl Gerold'sche Buchhandlung in Monathheften für 5 Thlr. säch.

Etwas über die Cholera, wie wir sie kennen.

(V e r s u c h.)

Diese Krankheit erleidet im geringsten Verzuge die größte Gefahr, und nur in einem schnellen und zweckmäßigen Beystande liegt die Möglichkeit der Rettung. Man sieht sich daher oft genöthigt, an erhitzten großen Steinen und Ziegeln die erforderlichen Tücher zu wärmen, und sogar zu warmer Asche und Sand, in Säcke gefüllt, seine Zuflucht zu nehmen, um in Gemanglung der nöthigen Leinwäse, die eiskalten Glieder des armen Kranken zu erwärmen. Zur Durchräucherung der Tücher bedient man sich mit Nutzen verschiedener Harze: Weihrauch, Myrrhen, Mastix, Colofonium, Benzoe, Mastix, im Nothfalle wohl auch Pech; ferner aromatischer Samen, Kümmel, Anis, Fenchel, Coriander, Muscatnuß, Camillen- und Zuckerpulver — so wie und welche von diesen Substanzen man zuerst bey der Hand hat.

Zu gleicher Zeit mit der trockenen Wärme, die man so schnell, und so gut als möglich auf die ganze Oberfläche des Körpers anzubringen bemüht seyn muß, besorge man warme stärkende und zugleich beruhigende Bähungen oder Umschläge. Diese bereitet man aus aromatischen, harzigen und zum Theil auch narcotischen Kräutern und Wurzeln aller Art; solche sind: Münzen, Melissen, Rosmarin, Majoran, Thymian, Lavendel, Wohlgeruch, Rauten, Hyssop, und Mutterkraut; Lorbeer- und Pomeranzenblätter; Calmus, Liebstöckel, Pimpernell, Valeriana, und Meisterwurz mit zerstoßenen Mohntöpfen, Pfeffer, Senfmehl, und etwas Kraut vom Hyoscyamus ic. vermengt. Sollte man dieser Kräuter nicht schnell genug und in gehöriger Menge habhaft werden können, so vertreten ihre Stelle am Besten die Heublumen, oder sogenannten Heusprenen, die besonders auf dem Lande in hinlänglicher Menge und sehr wirksam zu haben sind. Man nimmt von erwähnten Materialien einige Handvoll, ge-

hörig verkleinert, auf eine Maß Wasser, oder noch besser Wein, kocht es durch eine Viertelstunde ab, taucht in die durchgelassene heiße Flüssigkeit mehrfach zusammengesetzte Tücher oder Flanelllappen, drückt sie mäßig aus, und bedeckt damit die Brust und den ganzen Unterleib des Patienten; nach fünf bis zehn Minuten werden sie neuerdings in die heißerhaltene Flüssigkeit getaucht, und nachdem man sie vorher noch insbesondere jedes Mal mit Camphergeist oder Branntwein bespritzt hat, so warm als man es mit eigener Hand erleiden kann, wiederholt aufgelegt, und so fortgeföhren und wohl Acht gegeben, daß sie am Körper des Kranken ja nicht erkalten, wodurch sie mehr Schaden als Nutzen bringen könnten. Auch kann man von den besagten Kräutern und Heublumen förmliche Umschläge bereiten, die noch überdies den Vortheil haben, die Wärme länger in sich zu halten.

Alle diese Vorkehrungen, welche die Anwendung der äußern Mittel bezwecken, sollen gleich nach dem Ausbruche der Krankheit, noch vor der Ankunft des Arztes, der auf dem Lande oft Stunden weit entfernt ist, in der gehörigen Ordnung und mit Vorsicht unternommen werden. Man sieht seine Bemühungen dießfalls oft mit dem schönsten Erfolge gekrönt; die Krankheit wird entweder durch derley günstige Einwirkung der Wärme in ihrer Entstehung erstickt, in ihrer Heftigkeit gebrochen, oder doch wenigstens ihr trauriger Ausgang bis zur Ankunft des Arztes verzögert.

Innerlich dürfte in dieser Zwischenzeit dem Kranken schwerlich etwas mit Nutzen gereicht werden können; denn außer einigen Glöffeln voll eines leicht aromatischen Thees, oder schwach und mild schleimichten Getränkes, würde er ohnedies nichts vertragen, da die geringste Flüssigkeit auf Magen und Gedärme als der heftigste Reiz zu wirken scheint, und überdies das Beybringen so außerordentlich erschwert ist. Erst, nachdem bey gehörigem und vom Arzte selbst auf angeführte Weise beharrlich angestelltem Gebrauche des Opiums, die heftigen Zufälle einmahl ansangen nachzulaf-

sen, fühlt der Kranke, nebst einer ungeheuren Schwäche, nun auch den heftigsten Durst, und lechzt mit trockenem Munde und dürerer Zunge nach einer Erquickung; während gleich im Beginn der Krankheit Ekel und Widerwillen dagegen Statt hatten. Obschon nach einem solchen enormen Säfteverlust das große Bedürfniß der Restauration von Seite der Natur, durch ein so dringendes Verlangen nach Flüssigkeiten sich kund gibt; so ist es doch so wenig rathsam, diesem Wink der Natur im gegenwärtigen Falle zu folgen. Der Magen und die Gedärme sind durch eine beynahe bis zur Erschöpfung gesteigerte Schwäche, in Verbindung mit einer seltsam erhöhten Empfindlichkeit, durchaus nicht vermögend, die Getränke in größerer Menge, als Theelöffelweise, zu vertragen. Jede größere, auf einmahl verabreichte Quantität Flüssigkeit erzeugt augenblicklich erneutes Erbrechen und Durchfälle, und ein unvorsichtig genommener kalter Trank, ein meist tödtliches Recidiv. Eine ganz besondere Wachsamkeit und Vorsicht wird daher von der Umgebung unerläßlich gefordert. Am besten noch verträgt der Kranke einen Aufguss von Melissen, Münzen, oder Kamillen, mit Himmelbrand- und Sibischblüthen vermengt, Eßlöffelweise in größeren Zwischenräumen gereicht. Die Natur braucht nun vor Allem Ruhe und Zeit, um sich zu erholen, und in den Stand setzen zu können, das Dargebothene zu ertragen, aufzunehmen und gehörig angeeignet, der Ersatz bedürftigen Säftemasse zu überliefern. Und dies geht nicht so schnell als man wohl glauben möchte. Die *A b s o n d e r u n g*, welche bis nun mit solchem Ungeßüm die Eingeweide des Unterleibes, und so ausschließend allein beherrschte, soll nun auf einmahl willig und schweigend dem Geböthe der *A u f s a u g u n g* huldigen, die in der Zeit so total unterdrückt, und von ihr so ganz unterjocht war? Die Natur macht nirgends Sprünge, wo sie erhaltend oder schaffend wirkt, sondern nur Schritte und allmähliche Übergänge; und deßhalb sind wir arme Sterbliche einzig und allein auf Zeit und Geduld angewiesen, und greifen wir hier eigenmächtig ein, so tasten wir zerstörend die heiligen Rechte der Natur an, und vernichten, was wir mit vernünftigem Zaudern hätten erhalten können. — Wie viele, besonders von den schwachen Kranken, und Reconvalescenten, hat eine übelverstandene Sucht, zu *s t ä r k e n*, und eine *u n z e i t i g*: Beschäftigung von Seite der Umgebung, unter die Erde gebracht, die mit bloßer Geduld hätten erhalten werden können! — Wie oft hört man bey, von heftigen Leiden fast erschöpften Kranken, wenn die natürlichen Begehungen sich wieder einstellen, von den Angehörigen oft mit Ungeduld sagen: Aber der schwache Kranke muß nun doch durch Speise und Trank gestärkt werden, er müßte ja sonst erhungern und verdürsten, und vor Erschöpfung vergehen; sie geben, was der schwache Kranke verlangt, zwar in der reinen Absicht, ihn zu stärken, oder aus unvernünftiger Erbarmung, und bedenken nicht, daß ihn nur das *w a h r h a f t* stärkt, was seine Kräfte vertragen, und in gute Säfte zu verwandeln im Stande sind.

So verhält es sich vorzugsweise bey dieser Krankheit. Erst nach 24 Stunden oft verträgt der Kranke den Thee, nach solchem gewaltigen Sturme im ganzen Organismus, in etwas größerer Menge und kürzeren Zwischenräumen, z. B. halbe

Tassenweise alle Stund, ohne sich zu erbrechen, und da fängt der Arzt auch gewöhnlich an, die kleineren Gaben Opium seltener zu reichen, und ein Extract. Chamomill., Colomb., Quass. &c., in einem aromatischen Wasser aufgelöst, zu verschreiben. Als Nahrung vertragen die Kranken am besten, Hafer-, Gersten- oder Reisschleim, im Wasser gekocht, mit Eigelb und Zucker versetzt, wozu man nach Umständen auch einige Eßlöffel voll guten Weines gibt. Übrigens ist die allseitige Erfahrung dießfalls sonderbar, daß die Kranken in den meisten Fällen nicht einmahl den Geruch einer Fleischbrühe vertragen können. Rückt der Kranke in der Eßlust und in den Kräften vorwärts, so gehe man allmählich auf zartere Fleischnahrung und leichtere Mehlspeisen über, und beschränke sich bey dem Getränke auf Brotwasser mit etwas Wein und Zucker versetzt. Man messe den Reconvalescenten die Nahrung nur in kleinen Portionen, aber öfters zu; damit er sich ja nicht den Magen überlade, und die schwachen Verdauungsorgane beleidige. Wo diese Vorsicht außer Acht gelassen wird, ladet man sich zum wenigsten die Unverdaulichkeit und eine ausgezeichnete Neigung zu Krämpfen und Koliken, oft fürs ganze Leben, an den Hals, zum öftesten aber werden dießfällige leichtsinnige Übertretungen der vorgeschriebenen Regeln der Mäßigkeit, mit Magen- und Gedärmschwindsucht bestraft.

Durch das angegebene Heilverfahren wurden, von unserer einheimisch-sporadischen Cholera morbus Befallene, selbst in den verzweifeltsten Fällen, wo die Umstände nur einigermaßen günstig waren, und der Arzt den Kranken noch am Leben antraf, selbst im letzten Stadio noch, glücklich gerettet. Man sieht wohl leicht ein, daß eine Krankheit, wie diese, die das ganze organische Leben im fürchterlichsten Aufreure darstellt, nur durch die unmittelbare Gegenwart eines wackeren Arztes, der sich nicht scheuend, oft von allen Seiten unausweichlich besudelt zu werden, selbst Hand anlegt und sich bemüht, Alle um sich mit Besonnenheit und Umsicht, und gehöriger Ordnung in die regste und heilsamste Thätigkeit zu versetzen, glücklich bestegt werden könne. Man denke sich nur diese entsetzliche Krankheit, die zur Heilung eines Einzigen, den Arzt sammt vier bis sechs Menschen mit allen ihren Kräften, durch ganze Tage oft in Anspruch nimmt, — man denke sich diese Krankheit als eine Epidemie unter der unbeholfensten, ärmsten und schmutzigsten Volkscasse ausgebrochen, und man wird, da man nun die Erfordernisse ihrer Heilung kennt, einsehen, daß man die große Sterblichkeit nicht in der Unheilbarkeit, in der Unzugänglichkeit der Kunst, sondern in der relativen physischen Unmöglichkeit, zu helfen, suchen müsse, welche durch die äufsern, ungünstigen und beschränkten Verhältnisse bedingt ist.

Eine solche Krankheit dürfte vielleicht wohl die *e p i d e m i s c h e a n s t e c k e n d e r u s s i s c h e*, ursprünglich indische Cholera morbus seyn, der schon viele Millionen der traurigsten Opfer fielen, und welche nun die Geißel für ganz Europa zu werden droht. Doch dieze uns zum Troste, daß diese Krankheit nicht in einer allgemeinen Witterungsconstitution, wie viele Ärzte fälschlich meinen, ihren *E n t s t e h u n g s g r u n d* zu haben scheint; sondern auf einem Contagium be-

ruht, welches zwar durch allgemeine Witterungsverhältnisse oder Lebensweise geschwächte Individuen, vorzugsweise zu ergreifen vermag, dessen weiterem Umstreichreifen aber in einem wohlgeordneten und civilisirten Staate durch weise Sanitätseinrichtungen wirksam genug gesteuert werden kann. Wir können also dießfalls ohne alle Besorgnisse leben. Jedoch, da diese Krankheit das allgemeine Interesse so sehr in Anspruch nimmt und sie überdieß mit unserer nun abgehandeltsten einheimischen Cholera so große Ähnlichkeit zu haben scheint; so werden wir die sichersten und neuesten Quellen in dieser Beziehung benützen, um unsern verehrten Lesern in der Folge einen Auszug über die Bewandnisse und Geschichte ihrer ursprünglichen Entstehung, Verbreitungsart, Natur, Heilart, besonders aber alle jene prophylactischen Mitteln mitzuthellen, wodurch angränzende Staaten, ja selbst jeder einzelne, mitten in einer solchen Epidemie befindliche vor aller Ansteckung frey sich erhalten könne.

Von den Bewandnissen und Quellen der so häufig vorkommenden Verschleimungen.

Unter den, am häufigsten in unserem so sehr veränderlichen, mehr kalten als warmen Klima vorkommenden Krankheiten, sind auch die der Schleimhäute, die entweder als Katarrhe der Nase, des Halses, der Lungen und des Darmcanals von kürzerer Dauer sind, oder als Verschleimungen dieser Theile die Gestalt einer langwierigen, nicht selten lebensgefährlichen Krankheit annehmen. Die Verschleimungen der Lungen, des Magens und des Darmcanals sind es hauptsächlich, die eine genauere Betrachtung verdienen; weil sie so häufig auf eine schleichende Art die Gesundheit untergraben, und den Tod früher oder später durch Lungenfucht, durch Auszehrung oder ein schleichendes, nervöses Fieber herbeyführen. Den, besonders von ärztlicher Hülfe entfernten Nichtarzt über diese Schleimkrankheiten auf eine allgemein verständliche Art zu belehren, ihn vor den veranlassenden Ursachen zu warnen, ihn mit einem zweckmäßigen diätetischen Verhalten, und schicklichen Verfahren bekannt zu machen, wodurch diesen Krankheiten vorgebeugt und ihnen, wenn sie sich schon ausgebildet haben, begegnet werden kann, ist vorzüglich der Zweck unserer Mittheilungen.

Da der Laye im Allgemeinen über diese Krankheiten die verkehrtesten Begriffe hegt, und eben deshalb sie oft sehr vernachlässigt, oder wohl gar eigenmächtig die schädlichsten, reizenden und ausleerenden Mittel zur Unzeit dagegen zu Rathe zieht, und zu einem Arzte oft erst dann seine Zuflucht nimmt, wenn das Übel schon den höchsten Grad erreicht hat, oder Hülfe durch Zerstörung der leidenden Organe bereits unmöglich geworden ist; so wollen wir vorerst den Profanen mit der Beschaffenheit und den Quellen dieser Übel auf dem natürlichsten Wege vertraut machen, damit er sie nicht gering schätze, die Veranlassungen dazu vermeide, und zu rechter Zeit Hülfe suche.

Alle Höhlen des menschlichen Körpers, die sich nach außen öffnen, und der atmosphärischen Luft mehr oder weniger einen Zugang darbiehen, sind mit einer rothen, gefäßreichen, empfindlichen Haut ausgekleidet. Diese Haut enthält eine Menge kleiner Drüsen, durch welche eine weißliche, zähe, klebrige Feuchtigkeit absondert wird. Die Absonderung dieser schleimigen Feuchtigkeit, wenn sie gewisse Gränzen nicht übersteigt, gehört zu dem natürlichen, und gesundheitgemäßen Zustande des menschlichen Körpers. Sie dient dazu, die Theile, welche sie überzieht, schlüpfrig zu erhalten, sie vor der Einwirkung der Luft und anderer äußerer, reizender Schädlichkeiten zu schützen. Eine solche Feuchtigkeit absondernde Haut überzieht die Höhlen der Nase, des Mundes, des Halses und Schlundes; sie kleidet die innere Fläche des Kehlkopfes, so wie der mit ihm verbundenen Luftröhre aus, und verbreitet sich mit den verschiedenen Ästen derselben in die Lungen; sie bildet die innere Wand der Speiseröhre, der Magenöhle und des ganzen Darmcanals bis zu seinem Ende, eben so die innere Fläche der Harnblase, der Harnröhre etc. Es sondern diese häutigen Überzüge, wie schon gesagt, auch im gesunden Zustande Schleim ab; durch ihn wird die Nasenhöhle, die Mundhöhle, der Kehlkopf und die Luftröhre vor den Einwirkungen einer scharfen, trockenen oder feuchten Luft bewahrt, und vor andern scharfen und reizenden Theilen geschützt, die theils beym Einathmen, theils beym Einnehmen der Speisen und Getränke dahin gelangen. Die innere Fläche des Schlundes, der Speiseröhre, des Magens, des Darmcanals in seiner ganzen Länge, bewahrt der daselbst abgesonderte Schleim vor den reizenden Einwirkungen der Speisen und Getränke, vor den mancherley Schärfen, die mit denselben eingeführt werden, und sich daselbst erzeugen; er erhält diese Canäle offen und feucht, er erleichtert das Durchgleiten der Nahrungsmittel, und befördert überhaupt die Verdauung.

Die Berrichtungen dieser Schleim absondernden Häute können auf mehrfache Art von ihrem naturgemäßen Gange abweichen; sie können zu wenig oder gar keinen Schleim absondern, — oder die Schleimabsonderung wird vermehrt, oft bis ins Ungeheure; endlich artet der abgesonderte Schleim, in Hinsicht seiner Beschaffenheit, auf mannigfache Weise von dem, im gesunden Zustande erzeugten ab. Ein Beyspiel, zur Erläuterung dieses dreyfach verschiedenen Zustandes der Schleimabsonderung, das wohl einem Jeden aus eigener Erfahrung bekannt seyn wird, gibt der Schleimfluß der Nase, der sogenannte Schnupfen. Beym Schnupfen ist anfänglich die Schleimabsonderung unterdrückt, die innere Nase ist trocken und verstopft; dann wird dieselbe übermäßig vermehrt, und sondert sich ein klarer oder weißer, scharfer, wässriger Schleim ab, der auch eine mildere, dickere Beschaffenheit, eine gelbliche Farbe annimmt, und in Hinsicht seiner Eigenschaften von dem gesunden Schleime der Nase ganz abweicht. Wann durch Ursachen und Veranlassungen die natürliche Beschaffenheit der Schleimhaut verändert, und in einen krankhaften Zustand umgewandelt wird; so entsteht zuerst in derselben ein Zustand von Reizung und Entzündung, wobey dieselbe schmerzhaft und trocken erscheint, und ihre natürliche Absonderung mehr oder weniger ganz gehemmt ist. Dann wird

nach einigen Tagen die Absonderung des Schleimes vermehrt, oft sehr vermehrt — doch ist das Abgesonderte dünn und scharf; nach und nach wird aber der abgeschiedene Schleim immer weniger reizend, milder und dicker, und mit dieser Veränderung in Hinsicht seiner Beschaffenheit, nimmt auch seine Menge stufenweise ab; so, daß auf diese Art der naturgemäße Zustand binnen acht oder vierzehn Tagen wieder hergestellt wird.

Dies ist der gewöhnliche Verlauf des entzündlichen Schleimflusses, der auch mit dem griechischen Namen *Katarrh* benannt wird. — Die den Schleimfluß begleitenden Zufälle, die Dauer derselben, die Menge und Beschaffenheit des abgeschiedenen Schleimes, sind sehr verschieden, je nachdem diese oder jene der Schleim absondernden Häute krankhaft ergriffen ist. Andere Zufälle bewirkt der Schnupfen, andere der Katarrh der Lunge und Luftröhre, und andere eine vermehrte Schleimabsonderung in dem Magen und in den Gedärmen. Je mehr reizend die Veranlassung zum Schleimfluß war, je jünger, kräftiger und vollblütiger die Person; desto stärker und mächtiger zeigt sich die erste Periode des Reizes und der Entzündung. Je schwächlicher und je geschwächer die Person ist, je älter sie ist, je öfter sie schon an Schleimflüssen gelitten hat; desto weniger ist die erste Periode der unterdrückten Schleimabsonderung und Entzündung zu bemerken, sondern es folgt dann gleich, auf gegebene Veranlassung, eine starke und vermehrte Schleimabsonderung. Diese vermehrte Schleimabsonderung, die bey dazu geneigten, geschwächten und älteren Personen bey der geringsten Veranlassung wiederkehrt, und sich nach und nach so sehr ihrer Constitution einverleibt, daß sie beständig fortdauert, nennt man gewöhnlich *Verschleimung*. Besonders bedient man sich dieses Ausdrucks von der übermäßig vermehrten und anhaltenden Schleimabsonderung in der Luftröhre und Lunge, so wie in dem Magen und Gedärmen. Schleimfluß oder Katarrh sind Krankheiten derselben Theile des Körpers, nämlich der Schleimhäute. Sie unterscheiden sich aber in so fern, daß bey dem Katarrh durch eine äußere Veranlassung eine krankhafte Reizung dieser Theile auf eine kurze Zeit erfolgt, und vorübergehend ist, bey der Verschleimung aber eine Erschlaffung in den Schleimhäuten Statt findet, die eine anhaltende, und lange Zeit dauernde Schleimabsonderung bewirkt. Der Katarrh ist leicht zu heilen, ja er hebt sich meistens von selbst, und gar oft ohne den Gebrauch von Medicamenten; die Verschleimung aber ist ein eingewurzelttes und schwer zu hebendes Übel, das zu seiner Heilung die lange fortgesetzte Anwendung einer strengen Diät und eines sorgfältigen Gebrauchs von Arzneymitteln bedarf. Die Geneigtheiten zu Katarrhen, und öfters wiederkehrende Katarrhe bewirken Verschleimung, indem sie die Schleimhäute der Luftröhre und ihrer Äste, so wie des Magens und

der Gedärme erschaffen. Es kann nicht fehlen, daß durch eine oft wiederkehrende, oder gar beständig anhaltende, vermehrte Absonderung von Schleim, dem Körper ein Theil seiner gesunden und nährenden Säfte, der lymphatische und gallertartige Bestandtheil des Bluts entzogen wird, daß dadurch Schwäche und Entkräftung bewirkt, und eine mangelhafte Ernährung erzeugt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

Ein neuer Vulkan hat sich am 13. März d. J. im Meere westlich von der Küste Island gezeigt. Man sah bloß den Rauch; denn aus Mangel an einem Fahrzeuge konnte man nicht hin. In der letzten Hälfte des Monats war der Rauch verschwunden, und man fürchtet, daß durch diesen vulkanischen Ausbruch eine Insel unter dem Wasser entstanden seyn möge, die den Schiffen gefährlich werden kann, und daß es nur der Vorläufer eines Ausbruchs in Island selbst sey; denn als man das letzte Mal eine ähnliche Erscheinung sah, folgte bald darauf der fürchterliche Ausbruch des Skatufalls-Jökelen, wodurch ein großer Strich Landes verwüstet wurde.

Die Einführung des Kaffees in Europa. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts war der Kaffee in Arabien bekannt. 1450 bemerkte der Mafti Adin auf seiner Reise in Persien den ersten Gebrauch desselben, führte ihn in seiner Vaterstadt ein, von wo er 20 bis 30 Jahre später nach Mekka, und allmählig nach Bagdad, Kairo, Aleppo und um 1554 endlich nach Constantinopel kam. Die Zeit, wann dieses Getränk in Europa bekannt wurde, ist nicht bestimmt. Man scheint es zuerst in Venedig um 1615, in London 1632 und in Paris 1661 gekannt zu haben. 1669 brachte es der Gesandte der Porte, Sokiman Aga, in der letzten Stadt in die Mode, und bald entstanden daselbst 300 Kaffeehäuser. Von nun an wurde der diätetische Gebrauch dieses wirksamen Arzneykörpers leicht allgemein. — Der Abbe Raguail schätzte die jährliche Einfuhr desselben nach Europa, vor der Umrüstung in den Colonien, auf 12 Millionen Pfund. — Die Holländer führten ihn 1696 in Batavia, die Franzosen 1727 in Martinique, 1717 auf der Insel Bourbon und die Engländer 1728 in Jamaica ein, von wo schon 1782 60,000 Fässer ausgeführt wurden.

In Yemen erreicht der Kaffeebaum eine Größe von 18 Fuß, in Europa selten 10. Auf den Antillen steigt er über 30 Fuß, aber man schneidet dann die Gipfel ab. Wild hat man ihn in St. Domingo, in Abissinien, in Mozambique, auf der Küste von Sanguibar und in den Wäldern von Orapu, im Innern von Guyenne, gefunden.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Baster,
Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

P o p u l ä r e

Oesterreichische Gesundheits = Zeitung;

3 u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

69.

Wien, Freytag den 24. December.

1830.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagsbandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) auf den gegenwärtigen Jahrgang mit vier Gulden C. M. In den Provinzen nehmen die k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern das Blatt um den Preis von sechs Gulden C. M. wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder auch durch die Carl Gerold'sche Buchhandlung in Monathheften für 5 Thlr. löschl.

Von den Bewandtnissen und Quellen der so häufig vorkommenden Verschleimungen.

(Fortsetzung).

Es ist hier der Ort, eine falsche Ansicht zu berichtigen, die gar viele Nichtärzte haben, indem sie annehmen, daß diejenigen Personen, bey denen eine vermehrte Schleimabsonderung Statt findet, ein zu Schleim gewordenes Blut haben. Der Stoff zur Schleimabsonderung wird zwar aus dem Blute genommen, keineswegs ist aber schon ein wirklicher Schleim in demselben vorhanden; sondern durch die Eigenthümlichkeit der Schleimhäute und ihrer Drüsen, wird ein Theil desselben in Schleim verwandelt. Der Schleimfluß und die Verschleimung sind daher nicht immer eigentliche Krankheiten des Bluts, wenn auch zugleich eine fehlerhafte Mischung wohl in ihm Statt finden kann.

Die schädlichen Einflüsse, welche die übermäßige Schleimabsonderung in irgend einem Theile bewirken, sind theils solche, welche den Körper dazu geneigt machen, theils solche, welche, wenn eine größere oder geringere Geneigtheit dazu da ist, sie wirklich erzeugen. Je größer die Geneigtheit des Körpers zur vermehrten Schleimabsonderung ist, desto unbedeutender brauchen die Ursachen zu seyn, die sie hervorrufen. Unter folgenden Umständen pflegt besonders eine Geneigtheit zu Schleimflüssen zu entstehen. Alles, was den Körper im Allgemeinen schwächt, besonders die Empfindlichkeit der Schleimhäute erhöht, und dieselben erschlaßt, erzeugt eine Geneigtheit zu Schleimflüssen. Dahin gehören Schwächungen des Körpers von aller Art, durch Entbehrung, Hunger, schlechte Nahrung, vorhergegangene schwächende Krankheiten, vorzüglich solche, die mit einem Verluste von Säften verbunden sind, als Blutflüsse, Verwundungen, und ähnliche, ferner Schwächung des Körpers durch zu frühe und zu häufige Ausschweifungen. — Sehr viel Einfluß hat auf die Erzeugung einer vermehrten Schleimabsonderung

feuchtes, kaltes und nebeliges Klima, der Aufenthalt an Seeküsten, Seen und Teichen, die Witterung im Frühjahr, im Herbst und in lauen Wintern. In manchen Jahren ist die Beschaffenheit der Luft und der Witterung von der Art, daß diese Krankheiten in Menge entstehen, daß sie viele Personen in einer Gegend zugleich befallen, und wie der Arzt zu sagen pflegt, epidemisch herrschen. Als vorzüglich Verschleimung veranlassende Ursachen sind noch zu bemerken, eine schlechte und feuchte Wohnung, Mangel an wärmenden Kleidern, an Betten, an gehöriger Feuerung im Winter. Auf dieselbe Art wirkt die unzumuthliche, oft durch die herrschende Mode veranlaßte Bekleidung der Frauenzimmer, wenn sie zu leicht für unser veränderliches und rauhes Klima ist, oder wohl gar höchst nachtheilige Entblößungen zuläßt. So wie auf der einen Seite eine nicht hinlänglich warme Bedeckung des Körpers, Unreinlichkeit und Mangel an Hautkultur, die Schleimkrankheiten herbeiführen können; so kann auch auf die entgegengesetzte Art ein zu ängstliches Warmhalten dasselbe bewirken. Der Körper wird dadurch verweichlicht, die Haut wird erschlaßt, es werden übermäßige Schweiß ausgepreßt, und so wird er desto empfänglicher für Erkältungen und Katarrhe gemacht. Zu dieser Verweichlichung tragen besonders mit bey, die Vermeidung der frischen Luft, die Vernachlässigung der Bewegung, eine sitzende Lebensart, so wie der Mißbrauch warmer Bäder und schweißtreibender Mittel und Getränke.

Nichts ist aber mehr geeignet, die Verschleimung überhaupt, und besonders die des Unterleibs zu begünstigen, als eine unzumuthliche Diät in Hinsicht auf Speise und Trank. Obenan steht hier der Mißbrauch der warmen, erschlaffenden Getränke, des Thees und des Kaffees, besonders wenn sie, in großer Menge genommen, schwach und wässrig sind; sie schwächen den Appetit, stören die Verdauung und erschlaffen die Häute des Magens und der Gedärme. Eine andere Quelle der so häufigen Verschleimungen ist der übermäßige und frühe Genuß geistiger Getränke; er überreizt das

Nervensystem und die Organe der Verdauung, schwächt dieselben und disponirt so zur Verschleimung. — Hierher gehört auch der zu frühe und übermäßige Gebrauch des Rauchs, besonders das Rauchen scharfer und gebeizter Tabaks, so wie das Rauchen der Zigarren, wobey der Rauch zu warm in den Mund kommt. Der Rauch des Tabaks reizt vorzüglich die Schleimhäute des Mundes und Halses, zwingt sie zu einer vermehrten Absonderung des Schleims und Speichels, bewirkt eine Erschlaffung in denselben, und macht sie zu einer beständigen, übermäßigen Schleimerzeugung geneigt. Der Mißbrauch des Rauchens, des Kaffees, und des Branntweins, seiner verschiedenen Arten und Bereitungen, dieß sind die drey Quellen, denen die jetzige Generation ganz vorzüglich die große Geneigtheit zur Verschleimung und zu Schleimflüssen zu verdanken hat. — Wie sehr der Genuß schlechter, verdorbener, zäher, mehligter, blähender und fetter Nahrungsmittel die Verschleimung begünstige, wird noch näher gezeigt werden. — Die niederschlagenden Gemüthsaffekte, Kummer, Gram und Sorgen haben den größten Nachtheil auf die Gesundheit des Körpers, und können daher besonders zur Schwächung und Erschlaffung der Schleimhäute mit beitragen. — Als die häufigste Ursache der Verschleimung muß aber nicht übersehen werden, die angeborne und von den Ältern auf die Kinder vererbte Geneigtheit zu derselben. Kinder, die von alten und schwächlichen Ältern erzeugt werden, haben eine besondere Geneigtheit zu derselben. In Betreff der Geneigtheit sind schwächliche und alte Personen, Kinder und Frauenzimmer, mehr zur Schleimerzeugung disponirt, als Mannspersonen, besonders solche, die in dem Jünglingsalter und in den mittleren Jahren des kräftigen Mannesalters stehen.

(Der Beschluß folgt.)

Ehemaliger Zustand der öffentlichen Gesundheitspflege.

Es ist noch kaum ein Jahrhundert, daß die öffentliche Sorge in dieser Hinsicht sich beynähe in allen Ländern auf nichts als auf Klagen und ohnmächtige Verwendungen gegen die Quacksalber und Austerärzte erstreckte; höchstens wurde noch in Pestzeiten auf Anstalten gedacht, wodurch man gewisse Vorkehrungen und Recepte im Druck bekannt machte, und Ärzten und Todtengräbern ihre Stelle und Verrichtung anwies. In gesunden Zeiten, d. h. wenn keine besonderen Seuchen unter dem Volke herrschten, war man wenig genug um die allgemeine Gesundheitspflege bekümmert; gleich als wären es nur jene Krankheiten, welche die Provinzen entvölkerten, und als wäre der Verlust fürs Vaterland nicht gleich, es sey, daß solches seine Bürger nach Tausenden in einer und der nämlichen Seuche, oder an so vielen besondern Krankheiten und Zuständen verlore. Die vielen Unglücksfälle, welchen die Menschen in jedem Gemeinwesen entweder durch eigene Unvorsichtigkeit, oder durch das unvorsichtige Verfahren ihrer Mitbürger, durch die Natur ih-

rer gewöhnlichen Verrichtungen, oder durch sonst gewisse heftig wirkende physische Ursachen ausgesetzt werden, waren nirgends, oder gewiß nur an wenigen einzelnen Orten, wo die Vorsicht einem thätigen Menschenfreunde das Leben und Wohl einer Gesellschaft anvertraut hatte, der Gegenstand einer öffentlichen Aufsicht. An die Wiederherstellung der, bey solchen unvoresehenen Zufällen verunglückten Bürger ward gar nicht gedacht; es war sogar ein Verbrechen, den im Wasser gefundenen, den im freyen Felde aus unbekanntem Ursachen ersickten oder erhenkten Menschen aus seiner Stelle zu ziehen, ehe eine formelle gerichtliche Untersuchung darüber angestellt worden wäre, unter deren langen Dauer das wenige Lebensfeuer völlig noch verloren ging, dessen sich unsere Zeiten zu einer Art von neuer Schöpfung bedienen; indem durch die glücklichsten Mittel jetzt mehrere Hunderte von solchen todtegeschienenen Menschen unter der belebenden Hand des Menschenfreundes von dem Todtenschlafe wieder aufwachen, und dem Gemeinwesen und den Ihrigen wieder geschenkt werden. Mit welcher tödtender Gleichgültigkeit überließ man zu der Zeit die Schwangeren und Gebärenden den Händen des verächtlichsten Hausens abergläubischer Weiber, die man bey ihrer Aufstellung höchstens durch den Pfarrer bloß über die nöthigen Taufreden unterrichten ließ; und hat man nicht in Zeiten, wo uns eine, die wahre Menschenliebe auf eine so edle Art predigende Religion so Vieles über die Pflichten gegen unsere Nebenmenschen sagte, auf eine schändliche Art ein Befehl außer Acht kommen lassen, welches mitten in dem Heidenthume befahl, daß man keine Schwangere, bevor sie geboren habe, begraben sollte? Es ist wahr, unsere Vorfahren haben die mehresten Krankenhäuser auf die freygebigste Art gestiftet, und für den Hungrigen, für den Elenden Zufluchtsorte aufgerichtet, welche den Ruhm ihrer guten Absichten verewigen müßen; aber da es den mehresten dieser Stiftungen an einer klugen Einrichtung zum bestmöglichen Nutzen der leidenden Menschheit fehlte, und mehr der gute Wille des Stifters, als genaue Kenntniß der vorzüglichsten Art, dem dringendsten Elende abzuhelfen, den Plan und die Einrichtung solcher Orte entwarf; so ist nicht in Abrede zu stellen, daß aus Abgang einer guten öffentlichen Sorge, manches Krankenhaus mehr eine Quelle der Sterblichkeit, als des gesuchten Heils geworden. Wie lange hat nicht ein unbegreifliches Vorurtheil die Ärzte in Betreff der so verderblichen Viehkrankheiten, dem Staat ganz und gar unbrauchbar gemacht; da man aus Mangel der hier nöthigen Kenntniß, bloß weil man in der Behandlung eines kranken Thieres etwas Verächtliches finden wollte, den Reichthum des Staates der Behandlung unkundiger Schmiede, Hirten u. dgl. Leuten ruhig überließ, und so die wohlthätigsten Ärzte, welche das herrschende Vorurtheil nicht geachtet haben würden, hinderte, hierin Beobachtungen anzustellen, und practische Kenntnisse zu erwerben! Wie so ganz anders ist es jetzt, wo dießfalls in unserer Zeit die herrlichsten öffentlichen Anstalten ans Licht traten, um die Welt mit ihren segensreichen Folgen zu beglücken!

Die Arzneykunde in der Berbercy *).

Das Studium der Medicin ist dasjenige, welches in der Berbercy am wenigsten betrieben wird, und dennoch würden die dortigen Quackfalter nur mit der größten Mühe zum Geständniß ihrer Unwissenheit oder ihrer Unfähigkeit, Krankheiten zu heilen, gebracht werden können. Sie haben nicht den geringsten Begriff von den Eigenschaften der Arzneymittel, und noch viel weniger von der Art der Anwendung bey Krankheiten. Glücklicherweise ist ein, nahe an dem Naturzustande lebendes Volk weniger Krankheitsfällen unterworfen, als die, welche alle Genüsse der Civilisation kennen. Wenn ein Glied der königl. Familie von Marocco ärztlicher Hülfe bedarf, so haben sie das Recht (ich glaube, durch einen Vertrag), einen Arzt von Gibraltar kommen zu lassen. In andern Theilen der Berbercy gibt es einige europäische Practiker; der Gebrauch aber, wonach der Arzt für das Leben des Patienten verantwortlich ist, hält Viele ab, ihre Kunst in jenen Gegenden zu üben. Man hat mehrmahls sich verschiedener Lockungsmittel bedient, Einige nach Marocco zu ziehen, bis jetzt hat aber Keiner Muth genug gehabt, ein so undankbares und gefährliches Amt zu übernehmen. Die meisten Krankheiten in der Berbercy sind Hautkrankheiten, und die schrecklichste davon ist die Elephantiasis, wobey ein Fuß ungeheuer anschwillt, und mit einer fingerdicken Elephantenhaut ähnlichen Kruste bedeckt wird, und die, nach Einiger Meinung, von dem dortigen Wasser herrühren soll. Man kennt kein Heilmittel dagegen und alle Versuche, durch Amputation das Leben zu retten, sind unglücklich ausgefallen. Manche eingeborne Quackfalter brennen das leidende Glied, und zwar dadurch, daß sie einen Feuerbrand darunter halten; es hilft aber weiter nichts, als daß der Kranke früher stirbt.

Männliche Geburtshelfer sind in der Berbercy unbekannt; dieß Amt ist gänzlich den Frauen überlassen; und sonderbar, der einzige Gebrauch, den man daselbst von den Stühlen macht, kommt bey den Entbindungen vor.

Die größten Feinde der Ärzte sind die Heiligen, welche die Arzneykunde durch Zaubereyen und Beschwörungen so in Verachtung und Miscredit gebracht haben, daß man sogar das Grab eines Heiligen für kräftiger und wirksamer hält, als den Rath und die Mittel eines lebenden Arztes. Das Land ist mit solchen Betrügern überschwemmt, die sich den Aberglauben des Volkes geschickt genug zu Nutze zu machen, und Vortheil daraus zu ziehen wissen. Im Leben und im Tode werden sie verehrt, selbst der Verrath findet an ihren Gräbern einen sichern Zufluchtsort, Blodsinnig stehen in dieser Rücksicht im höchsten Ansehen; zunächst nach diesen kommen diejenigen, welche sich durch einen besonders mißgestalteten Körper, oder ein vorzüglich häßliches Gesicht auszeichnen. In der Berbercy segnen diese Heiligen die Tassen der Leichtgläubigen dadurch, daß sie sich mit Lumpen bekleiden, ihr Haar mit Koth beschmieren, die Nägel wachsen lassen und die Zähne über die Lippen hinwegzubringen suchen. Je weniger sie einem menschlichen Wesen gleichen, um

desto höher steigt die Verehrung. Verrückte werden vergöttert, und würde ganz Bedlam daselbst losgelassen, so hielte sich das Volk gewiß für das Lieblingsvolk der Vorsehung. Das Handwerk ist übrigens so einträglich, daß es ein Jeder ergreift, der nicht dumm ist; trifft es sich aber einmahl, daß ein Solcher etwas spricht, das Menschenverstand verräth, so erhält er zur Strafe für die Täuschung eine verhältnißmäßige Anzahl Hiebe. Ein Verbrecher entfloß einmahl den Arme der Gerechtigkeit, und rettete sich an das Grab eines Heiligen, wohin ihn Niemand verfolgen durfte. Eine Wache ward jedoch an den Ort gestellt, die den Auftrag hatte, ihn niederzuschiefen, wenn er weiter zu gehen versuche, und zu verhüten, daß man ihm keine Nahrungsmittel bringe. Vierzehn Tage (so wird erzählt) blieb er daselbst, ohne die geringste Speise zu genießen. Als man zu ihm ging, um zu sehen, ob er noch lebe, fand man ihn vollkommen gesund. Man fragte, ob er essen wolle. Er verneinte es und sagte: der Heilige habe ihm aus Mitleid mit seiner Unschuld Speise aus dem Grabe gereicht, und ihm aufgetragen, dem Kaiser einen Beutel voll Zedinen zu geben, der in dem Grabe liege. Dieß ward dem Kaiser hinterbracht, der, als er den Beutel mit Gold erwählen hörte, sogleich von der Wahrheit des Wunders überzeugt war. Er befahl, den Verbrecher in Freyheit zu setzen, der von diesem Augenblicke an selbst ein Heiliger ward, und jetzt in hoher Verehrung und großem Ansehen steht.

Ein Santon oder Marabout wird niemahls bestraft; ein Verbrechen, das ein solcher begeht, ist kein Verbrechen mehr, ja es kommen Fälle vor, wo dem beleidigten Theile angedeutet wird, statt sich zu beklagen und unglücklich zu schämen, sich vielmehr glücklich zu preisen, daß ein solcher heiliger Mann von ihm Notiz genommen. Sie werden reichlich bezahlt, wenn sie einem die Ehre geben, mitzuessen u. s. w. Sie sind auch die Einzigen, denen gestattet ist, die Hand der dicht verschleierten Mädchen zu berühren, und sie verstehen die Kunst, nach den blauen Adern u. s. w. am Arme und der Hand etwas vorauszusagen, was den Wünschen der Tochter und den Hoffnungen der Mutter entspricht, in hohem Grade. —

Schädlichkeit für die Augen, entspringend aus dem Mißbrauche derselben.

Eine sehr große Menge von Schädlichkeiten für das Sehorgan gehen auch aus dem Gebrauche der Augen, oder vielmehr aus dem Mißbrauche derselben hervor. Es sind in dieser Beziehung vorzüglich die nachfolgenden Umstände anzuklagen.

Die Gewohnheit, diejenigen Gegenstände, welche man sehen will, dem Auge sehr zu nähern. Diese sehr üble Gewohnheit wird leider täglich häufiger, und findet sich besonders bey solchen Leuten, die sich viel mit kleinen Gegenständen beschäftigen, daher bey Studirenden, Geschäftsmännern, Frauen, die viel feine, weibliche Handarbeiten verrichten u. s. w. Der Nachtheil dieser Gewohnheit ist unge-

*) Monthly Magazine.

mein groß; denn das Auge muß, um die Gegenstände in solcher geringen Entfernung deutlich zu sehen, seine brechende Kraft auf das Strengste anstrengen. Dieses geschieht besonders durch die Wirkung aller Augenmuskeln, welche die Hornhaut conver machen, und die Linse der Netzhaut nähern. Bey langer Fortsetzung dieser Gewohnheit werden endlich diese Form- und Lagerveränderung der Theile des Augapfels andauernd, und solche Menschen können zuletzt entfernte Gegenstände gar nicht mehr sehen; denn die, von diesen ausgehenden Lichtstrahlen fallen schon fast parallel in das Auge, bedürfen daher nur einer sehr geringen, brechenden Kraft, um vereinigt zu werden. Die brechende Kraft eines solchen Auges ist aber viel zu stark, deßhalb geschieht die Vereinigung schon zu weit von der Netzhaut, und das Bild des entfernten Gegenstandes wird nicht wahrgenommen.

Die Gewohnheit, nur nach weiten Gegenständen zu sehen, oder die Gegenstände, welche man sehen will, sehr von dem Auge zu entfernen. Im Allgemeinen ist diese Gewohnheit zwar seltener, als die zuvor erwähnte, doch kommt sie bey Leuten, die viel im Freyen leben, vor, z. B. Jägern, Schiffern; besonders aber findet sie sich bey Leuten, die schon etwas weitsichtig sind, und durch ein entferntes Halten der Gegenstände das Sehen sich zu erleichtern suchen, aber ihr Uebel stets vergrößern. Es hat diese Gewohnheit den Nachtheil, daß das Auge nur sehr wenige Kräfte zum Brechen der, von den entfernten Gegenständen fast parallel einfallenden Lichtstrahlen braucht; daher endlich vollkommen das Vermögen verliert, die Lichtstrahlen stärker zu brechen, wie dieses notwendig wäre, um die, von nahen Gegenständen mehr divergirend eintretenden Lichtstrahlen in Einem Punct nahe vor der Netzhaut zu vereinigen. Es bricht zwar ein solches Auge noch die Lichtstrahlen von nahen Gegenständen, aber die Vereinigung derselben erfolgt nicht vor, sondern hinter der Netzhaut.

Die Gewohnheit, Ein Auge vorzugsweise zum Sehen anzustrengen. Dieser Fehler ist sehr häufig, ja man wird von den meisten Menschen hören, daß sie mit einem Auge besser sehen, als mit dem andern. Dieses ist aber fast immer erst Folge des ungleichen Gebrauches beyder Augen. Das Auge, häufiger das linke, welches bey dem Sehen entwöhnt wird, verliert endlich aus Mangel an Übung sogar die Kraft zum Sehen.

M i s c e l l e n .

Sprachröhren. Zu Ende des letzten Jahrhunderts schlug ein gewisser Gautier eine besondere Methode vor, artificielle Röhren in eine ungeheure Entfernung fortzusetzen, nämlich hori-

zontale Röhren (Tunnels), die an dem Ende weit seyen, und durch die das Picken einer Uhr z. B. so verstärkt werden sollte, daß man es 200 Fuß davon deutlicher höre, als am Ohre. Er berechnete ferner, daß durch eine zusammenhängende Reihe solcher Röhren eine Nachricht in Einer Stunde 900 engl. Meilen weit gebracht werden könnte. Wenn es möglich wäre, solche Röhren anzulegen, so würde man die Neuigkeiten aus Ostindien in Einem Tage erfahren, und eine Nachricht in 36 Stunden rund um die Erde herum bringen können.

Das Medicinalwesen im Königreiche Sachsen erfreut sich seit kurzer Zeit zweyer neuen und wichtigen gesetzlichen Verfügungen. Unter dem 14. Juny nämlich erschien ein allerhöchstes Mandat, welches das gesetzliche Verhalten bey dem Tode Schwangerer zur Rettung der Kinder genauer bestimmt, und unter dem 9. July ein zweytes, welches den Apothekern zur Pflicht macht, eine neuerschickene Apothekertaxe mit Nachträgen zur Landespharmakopoe unverzüglich anzuschaffen.

Die Hoffnung, als Lebensverlängerungsmittel. Man mache die Hoffnung zu seiner Venusfreundin, freylich nicht die Hoffnung des Thoren, der sich Schloffer in die Luft baut, wohl aber die Hoffnung des Weisen, der aus der Gegenwart auf das Zukünftige aus Gründen der Vernunft schließt. — Die Hoffnung ist eine große Wohlthäterin der Menschen, sie gibt ihm körperliche und geistige Stärke, jedes Ungemach, das ihn überfällt, mit Geduld zu ertragen, sie erhebt den sinkenden Muth und weckt die Seele aus ihrem Schlummer. Sie bringt Schminke auf die Wangen, und gießt Leben in die Adern; Balsam für eine durch harte Schicksalschläge verwundete Brust, und Bedürfnis für die Ruhe des Gemüthes ist ferner die Hoffnung, die sich über die Grabesgränzen hinausdehnt. Entzückt mich schon hier der Schimmer der Wahrheit, wech eine Wonne dann, sie in ihrem wahren Glanze zu sehen! — Und zur Hoffnung gesellte sich der heilige Glaube an das Unvergänglichliche, Ewige. Wer vermag ohne euch ein Leben zu durchwandern, voll des Truges und der bittersten Täuschung, dessen Anfang und Ende dicke Finsternis einhüllt, wo die Gegenwart selbst nur ein Augenblick, der Zukunft kaum entronnen, auch schon der Vergangenheit anheim fällt. Hoffnung und Glaube, ihr seyd die einzigen Stützen des Wankenden, die größte Erquickung des müden Wanderers. Wer euch auch nicht als höhere Tugenden verehrt, der muß euch doch als unentbehrliche Bedürfnisse des Erdentlebens umfassen; und aus Liebe zu sich selbst in euch stark zu werden suchen, um euren vortrefflichen Einflüssen auf Gesundheit und Verlängerung des Lebens theilhaftig zu werden.

Dummheit und Faulheit. Je mehr man seine Geisteskräfte durch Nachdenken consumirt, um desto weniger darf man auf körperliche Kräfte rechnen, und umgekehrt. — Menschen, die bloß ein animalisches Leben führen, sind in der Regel gesünder und besitzen mehr physische Kräfte, als jene ersteren; doch soll uns das zur Geistesstärke nicht verleiten, sonst würde Seume uns die Wahrheit sagen: „Faulheit ist Dummheit des Körpers, und Dummheit Faulheit des Geistes.“ —

Herausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,
Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey H. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Oesterreichische Gesundheits = Zeitung ;

; u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

70.

Wien, Mittwoch den 29. December.

1830.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagsbuchhandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) auf den gegenwärtigen Jahrgang mit vier Gulden C. M. In den Provinzen nehmen die k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern das Blatt um den Preis von sechs Gulden C. M. wöchentlich zwey Maß portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder auch durch die Carl Gerold'sche Buchhandlung in Monatsheften für 5 Thlr. sächs.

Von den Bewandnissen und Quellen der so häufig vorkommenden Verschleimungen.

(B e s c h l u ß.)

Kommt nun zu einer solchen Geneigtheit zur Verschleimung noch eine reizende Ursache hinzu, die auf die Schleimhaut wirkt, sie in eine entzündliche Thätigkeit setzt, und einen Andrang des Bluts zu ihr bewirkt, so entwickelt sich sogleich der Schleimfluß. Als solche Gelegenheitsursachen sind besonders zu bemerken: eine kalte und feuchte Luft, plötzlicher Wechsel von der Wärme zur Kälte, und umgekehrt, Unterdrückung der unmerklichen Ausdünstung, oder der, bis zum Schweiß vermehrten. Ferner: Krankheitschärfen verschiedener Art, die sich auf die Schleimhäute versetzen; dahin gehören die Ausschlagschärfen der Flechte, der Krätze, der Masern, des Scharlachs, des rheumatischen und des Giftstoffes; so wie die unterdrückte Absonderung zugeheilte alter Geschwüre und des Fußschweißes. Wenn dergleichen Ursachen auf einen zu Schleimflüssen und zur Verschleimung geneigten Körper wirken, so werden sie besonders in dem Theile diese Krankheit hervorrufen, der durch seine Reizbarkeit und Schwäche am meisten dazu gestimmt ist. Es ist ja bekannt, daß jeder Mensch mit einer Anlage zu Krankheiten geboren wird, und ein jeder einen vorzüglich schwächer organisierten Theil hat. — So werden Diejenigen, bey welchen der Magen und die Verdauungsorgane der schwächere Theil sind, mehr Geneigtheit zur Verschleimung dieser Theile haben; dahingegen Andere, wo die Brust und der Hals schwächer sind, leichter einen Lungenkatarrh, oder eine katarhalische Entzündung des Halses und Kehlkopfs bekommen werden.

Neben dieser Disposition zu dieser oder jener Verschleimung, gibt es auch schädliche Einflüsse, die mehr auf diesen, als auf einen andern Theil wirken. So entsteht der Katarrh der Nase, der Schnupfen, besonders bey solchen Personen, die einen

Andrang des Bluts nach dem Kopfe haben, am Kopfe viel schwitzen, schwächlich sind, vorzüglich aber ein empfindliches Nervensystem, einen schwachen Magen und Unterleib haben. Erkältung der Füße und des Kopfes geben ihnen zum Schnupfen Gelegenheit, so wie der Gebrauch, häufig Schnupftabak zu nehmen, und sich dazu stark gebeizter Tabake zu bedienen. Seltenner sind es örtliche Fehler in der Nase selbst, als Entzündungen, Geschwüre, Gewächse, die daselbst einen Reiz bewirken, und auf diese Art Zufluß der Säfte, und Verschleimung erzeugen. — Zur katarhalischen Halsentzündung, und zur Verschleimung des Halses werden besonders die geneigt seyn, welche mit einer angeborenen oder erworbenen Empfindlichkeit und Erschlaffung der Drüsen und Schleimhäute dieser Theile begabt sind. Befördert wird dieser Schleimfluß durch eine kalte und feuchte Luft, durch Erkältung der Füße und des Halses, durch häufiges Tabakrauchen, durch das Rauchen stark gebeizter Tabake, durch häufiges Schnupfen, so wie durch den öfteren und anhaltenden Genuß schleimichter, fetter und schwer verdaulicher Speisen. — Zu einer vermehrten Schleimabsonderung in dem Kehlkopf, der Luftröhre und zur Verschleimung der Lungen sind Diejenigen geneigt, die von Natur eine schwach gebaute, platte und eingedrückte Brust haben, leicht bey einer mäßigen Anstrengung außer Athem kommen, und stark schwitzen. Gelegenheit dazu geben: das Einathmen einer kalten und feuchten Luft, der Winterluft, der mit Staub, feinen Sand oder scharfen Dünsten geschwängerten Luft; so wie Erkältungen, Anstrengungen der Brust durch Sprechen, Singen, Laufen, Tanzen und Tabakrauchen.

Einer Verschleimung des Magens und Unterleibs werden vorzugsweise Diejenigen ausgesetzt seyn, die mit einer Schwäche dieser Theile geboren sind, oder bey denen sie sich durch eine fehlerhafte und unordentliche Lebensart erzeugt hat. Phlegmatische Personen und solche, die in ihrer Jugend an Scropheln litten, und einen starken, aufgetriebenen Leib hatten, sind besonders dazu geneigt. Eine sitzende Le-

bensart, vornehmlich wenn sie, wie bey Studirenden, mit Anstrengungen des Kopfes verbunden ist, stört und hemmt die Verdauung, und befördert die Verschleimung der Eingeweide. Ferner trägt dazu bey der Genuß fader, kraftloser, zäher, schwer verdaulicher, fetter und öhligter Speisen; der Mißbrauch der warmen, erschlaffenden Getränke, des dünnen Thees und Kaffees; das Trinken saurer und junger Weine, der Obst- und Apfelweine, so wie junger, nicht ausgegohrener Biere. Überhaupt befördert Alles die Verschleimung des Magens und Unterleibes, was auf die Verdauung störend einwirkt, und die ihr dienenden Theile überreizt und erschlafft. Daher kommt es, daß solche Personen besonders daran leiden, die die Freuden der Tafel zu sehr lieben, viel Wein oder Brantwein trinken; oder auch solche, die durch den Mißbrauch der Brech- und Abführungsmittel, ihre Eingeweide geschwächt haben.

Wenn durch den Einfluß der feuchten und kalten Witterung, durch eine zugelassene Erkältung, oder einen Diätfehler, ein sonst gesunder Mensch von einem Katarrh befallen wird, so ist eine solche Krankheit zu den unbedeutenden zu rechnen; sie heilt sich von selbst nach 8—14 Tagen bey Beobachtung eines zweckmäßigen Verhaltens. Von dem Katarrhe und dem vorübergehenden Schleimflusse kann hier nur in so fern die Rede seyn, als durch seine Vernachlässigung und unweckmäßige Behandlung eine Geneigtheit zur Schleimerzeugung und Verschleimung selbst bewirkt wird. Anders aber ist es, wenn eine Geneigtheit zu Schleimkrankheiten da ist, wenn sie bey der geringsten Veranlassung wiederkehren, oder wenn die vermehrte Schleimerzeugung ohne Aufhören fortdauert; dann ist es durchaus nöthig, daß durch Beobachtung einer strengen, und regelmäßigen Diät, und durch passende Medicamente dem Übel Grenzen gesetzt werden, wenn es nicht in unheilbare Verschleimung und Schwindsucht übergehen soll. Die Schwäche und Erschlaffung der Schleimhäute, verbunden mit einer erhöhten Empfindlichkeit in denselben, die diesen Krankheiten zu Grunde liegt, ist oft sehr schwer zu heben. Je länger das Übel schon gedauert hat, und je mehr es eingewurzelt ist, desto schwieriger ist es zu beseitigen, und desto länger dauert die Cur. Aber nicht bloß Arzneymittel allein sind vermögend, das Übel gründlich zu heben, sondern ein gutes, geregeltes, diätetisches Verhalten muß demselben durchaus zur Hülfe kommen. Der Kranke muß mit festem Willen die zu seiner Heilung abzweckenden diätetischen Vorschriften genau befolgen, und lange Zeit damit fortfahren; er muß manche Entbehrung sich gefallen lassen, und manchem Lieblingsgenusse entsagen. Denn ohne genaue Befolgung einer strengen Diät, werden selbst die wirksamsten Arzneymittel ohne Nutzen seyn.

Die Chinesen bey Fische.

Die Chinesen haben höchst sonderbare Gebräuche bey Fische etc. Wir theilen etwas davon aus Dobells „Reisen in China“ mit. Die Einladung wird einige Tage vorher auf großem rothen Papier geschickt; an dem Tage vorher kommt

eine auf rosenfarbigem, und den bestimmten Tag selbst noch eine auf ähnlichem Papiere. Die Gäste werden alle an besondere Tische gesetzt, und der gute Ton fordert, daß so wenig als möglich an einem und demselben sitzen. Auf jedes Tischchen kommen dieselben Speisen, und wo möglich auch zu derselben Zeit. Wenn die Gäste versammelt sind, so wird zuerst warme Mandelmilch in Tassen herumgegeben. Die Mahlzeit selbst besteht aus mehreren Gängen. In dem ersten kommen gewöhnlich Frühstückssachen vor, z. B. getrockneter Fisch, kalter Schinken, Lebern und Magen von Geflügel, eingesalzene Auten, getrocknetes Schweinefleisch und Wildpret, gebratene Zuckerrohrwürmer (eine große Delicatesse), und dergleichen mehr. Soll zu essen angefangen werden, so steht der Wirth auf und trinkt die Gesundheit der Gäste, was diese erwiedern. Die Chinesen brauchen keine Tischtücher, sondern da die Tische doppelte Blätter haben, so wird das oberste zugleich mit dem ersten Gange weggenommen, und der zweyte auf dem untersten Tischblatte angerichtet. Zwischen den Gängen können die Gäste aufstehen, und umhergehen, wenn es ihnen beliebt. Ist der zweyte Gang aufgesetzt, so nimmt ein Jeder seinen Platz wieder ein, und es kommt Vogelnestersuppe, in welcher Tauben- und Kibitzeyer herumschwimmen. Diese Nester sind wirkliche Vogelnerster. Die Meerschwalben an den östlichen Meeren bauen ihre Nester von einem Seegrass, das eine große Menge wohlschmeckenden Schleimes enthält. Die besten kommen von Batavia und den nikobarischen Inseln. Die Nester bestehen in drey Lagen, von denen die innerste die beste, aber auch so theuer ist, daß man für 50 spanische Dollars höchstens ein und drey Viertelfund davon erhält. Nach dieser Suppe werden die übrigen Gerichte, Ragout, Fische, Fleisch, Vögel etc., schnell nach einander in großen Schüsseln aufgetragen. Gegen das Ende setzt man die letzten sechs oder sieben Schüsseln in einem Kreise auf den Tisch, und je zwischen zwey kleine Teller mit verschieden zugerichtetem Fische oder Fleische. In der Mitte steht eine Terrine mit ähnlichem Gerichte. Dann wird der Reiß in Tassen herumgegeben, und jeder Gast kann nun aus den um ihn stehenden Schüsseln und Tellern dazu essen, was er will. Zuletzt wird noch Thee in zugedeckten Tassen auf den Blättern ohne irgend etwas gegeben, und die Mahlzeit ist zu Ende. Während derselben wird viel Liqueur und dergleichen getrunken.

Etwas über die Auster.

Unter den eßbaren Seethieren verdienen die Auster eine vorzügliche Rücksicht. Diese Lieblingspeise der Europäer hat nicht selten zu sehr vielen üblen Zufällen unter ihnen Anlaß gegeben. Die Auster haben um die Zeit, wo sie ihre reifen Eyer oder Körner, welche bereits vollkommene Auster sind, von sich werfen, einen weißen, milchigen Saft bey sich, wobey sie ungesund und unangenehm zu essen sind. Die ersten Monathe im Sommer sind diesen Verrichtungen zugewiesen, und im Juny sind wieder diese Thiere von Ethern voll. In einigen Gegenden, als in Spanien, sagt

Unzer, ist es sogar verboten, die Austeru um diese Zeit einzulegen, und öffentlich zu verkaufen, um die üblen Folgen zu verhüten, die sie verursachen, wenn sie von unvorsichtigen Personen genossen werden. In der That sind diese Thiere den Sommer über am meisten krank. Das Zeichen davon ist, daß sie inwendig blaulich sind, und kein festes Wesen haben, sondern locker in der Schale schlackern. Daher dürfen die Austeru auch zu Paris, nach einem besondern Polizeygesetze, im Sommer vom Monath May bis September nicht verkauft werden.

Da auch die grünen Austeru (Grönbarties) überall vorzüglich gesucht, und in besondern Verhältnissen so lange aufbewahrt werden, bis sie eine sehr grüne Farbe angenommen haben; so hat sich gefunden, daß unverschämte Händler diese Farbe durch Mittel, die der Gesundheit schädlich waren, den Austeru, um sie höher anzubringen, verschafft haben. Zickert erinnert: er habe sich sagen lassen, es gebe in Holland Leute, welche die gemeinen Austeru mit Grünspan färben, und sie für englische Grönbarties ausgeben; und Dr. Rosinus Lentilius führt ein Beyspiel an, daß durch solche verfälschte Austeru eine ganze Familie sehr krank, und beynabe vergiftet wurde. Schon bey den Römern wurden die Austeru von Brundisium in den lagus lacrinus verschickt, wo sie vorzüglich fett, und ansehnlich geworden seyn sollen. Vermuthlich war man da noch nicht leckerhaft genug, um bey einer Speise sogar auf die Farbe zu sehen. —

Ruhmdürstige durch Bekanntmachung seines Namens, der Liebe: de durch Gegentliebe — aber alles dies ist das Werk der Umstände und Verhältnisse. Andere diese, und der glücklichste Mann wird zum Unglücklichen. —

Zschöck.

(Grund der Verzweiflung.) Nicht die Größe des Unglücks treibe den Menschen zur Verzweiflung, sondern die Schwäche seines Gemüthes, dem auch das kleinste Ungemach zu schwer wird. —

Weigel.

(Die Bande der wahren Liebe.) Was mich an dich, mein Ge: biether, fesselt, es ist hohe Achtung vor deinem in n ern Menschen: werth; — nicht ermüden kann das Herz, sich's zu sagen, daß im Er: fassen deines eigenen Selbst erst mein Lebensglück aufthauete, und nun in der Erkenntniß begründet, unerschütterlich fest steht; daß in diesem beseligenden Bewußtseyn ich kein Unglück kenne, vielmehr in jeder Lage des Lebens mich nur glücklich fühlen kann, und muß. Ich fühle in diesem Muß eine so hohe moralische Noth: wendigkeit, daß es mir ist, als sey der Geist endlich vom süßen Ahnungstraume erwacht — von jahrelangen Fesseln befreyt, durch dich erst zum klaren Bewußtseyn des höchsten und edelsten Seelen: bedürfnisses und meiner Selbst gelangt, welches nun ganz dein ist; und eben dieser Besitz, er fordert das Schicksal auf, der Zu: kunft zu gebiethen, uns das schönste Glück ungetrübt zu erhalten; denn Alles, was der Geist und das Gemüth an wahrhaft Schönem, Großem, Edlem und Herzlichem mit Kraft und Innigkeit immer zu umfassen im Stande ist, das hat der Himmel mir, durch deinen Besitz, in und mit dir, im vollen Maße zugewendet. Ich fühle es tief und wahr, daß ich nur glücklich bin durch dich — es aber auch bleiben werde und muß; — denn was uns einst verei: nigt, was uns auf immer bindet, was uns nun hoch erfreut und beglückt, es ist die wahre Liebe, es ist das unvergängliche, die Wesenheit in uns, und was das in n ere wahre Glück uns sichert, es ist die Tugend — die mächtige Schirmerrinn der Guten.

N. v. M — sch.

Goldkörner. (Aus dem Schachte der Zeit.)

(Die Quellen des Glücks.) Der Arme wird durch Erbschaften, der Arbeitsame durch den Segen seines Fleißes glücklich, der

Ankündigung

von der Fortsetzung dieser Zeitschrift, für das Jahr 1831.

Diese Zeitschrift, die im reinen Sinne für Beförderung des Gemeinwohles entstanden ist, und deren Hauptzweck es war, durch Erhaltung und Wiedergewinnung des körperlichen und geistigen Wohlseyns gleichsam die Grundlage zum gesammten fröhlichen Lebensgenusse, und zur unverdrossenen Thätigkeit der Mitmenschen zu legen — hat nun ihren ersten Jahrgang vollendet; und somit die Probezeit, die sie zu einer längeren Dauer berechtigten soll, überstanden. Wenn der Herausgeber aus der allgemeinen, in der That überraschenden Theil: nahme, welche sein Unternehmen sowohl in der k. k. Residenzstadt, als in den gesammten Provinzen, und selbst im Aus: lande gefunden hat, zu hoffen berechtigt scheint, daß diese Zeitschrift auch für die Zukunft bey dem Publicum sich derselben, und vielleicht einer gesteigerten Günst werde zu erfreuen haben; so beruht sein Glaube auf der Überzeugung, daß sowohl das Bedürfnis als die Quellen derselben unererschöpflich sind, und daß er seine eigene Sorgfalt und Thätigkeit, wo möglich, noch vermehren werde, um durch Gemeinnützigkeit, Faßlichkeit und Abwechslung der Aufsätze das Interesse an derselben immer mehr zu erhöhen. Während die meisten Zeitschriften in dem ersten Jahre ihrer Entstehung selten noch bey dem Publicum jenen Antheil finden, daß auch nur die so bedeutenden Unkosten gedeckt werden könnten; so ist die „Ge: sundheitszeitung“ auch in dieser Hinsicht, so zu sagen in ihrer Kindheit, als selbstständig aufgetreten, und hat sich, ohne anderweitige Pflege und Hülfeleistung, ihre Subsistenzmittel selbst erworben. — Bedenkt man ferner, daß der Gegenstand

des Unternehmens, und der Weg, den es einschlagen sollte; noch ganz neu war — neu für das Publicum, welches nicht mit völliger Anschaulichkeit wissen konnte, welche Materialien, und in welcher Form sie ihm geboten würden — neu für die Redaction selbst, die erst auf praktischem Wege zu einer ganz vollkommenen Sicherheit und zu der Überzeugung, nicht nur was das Beste sey, sondern auch was dafür erkannt und genommen werde, gelangen mußte — fügt man hinzu, daß das erste Erscheinen der Blätter in die ungünstigste Jahreszeit fiel, wo die schöne Natur und die Beschäftigung im Freyen die Menschen von dem todten Buchstaben hinweg in den lebendigen Saal der Freude und des Erkenntnißes führen, und welche daher für Literatur nur eine magere Ernte gibt: so ist in der That die selbst bis auf heutigen Tag sich stets vermehrende Pränumerantenzahl ein sicherer Bürg, daß die Redaction ihren Zweck nicht ganz verfehlt, und das Unternehmen seine nun gesicherte Bahn getroffen habe. Dafür kann der Herausgeber nur seinen verbindlichsten Dank aussprechen, sowohl dem Publicum als den vielen ausgezeichneten und wohlwollenden Mitarbeitern, die seine gute Sache aus der Nähe und Ferne gefördert, und die er bittet, ihm ihre Beyhülfe und ihr Vertrauen noch ferner zu schenken. Er selbst wird bemüht seyn, diese eingeschlagene Tendenz der Zeitschrift zu bewahren, und sie, obgleich selbst Ärzte und namentlich die Wundärzte auf dem Lande manches Wissenswerthe und Belehrende darin finden dürften, vorzüglich für das große Publicum und die Layen in der Wissenschaft factlich, heilsam und glückbringend zu machen; aber er wird auf dieser Bahn nicht stille stehen, sondern die einzelnen Felder immer mehr urbar zu machen suchen. Viele Schwierigkeiten machten z. B. in dieser ersten Zeit die Correspondenz-Nachrichten aus den Bädern; der Weg ist nun eingeleitet, daß diese Rubrik fürderhin viel reichhaltiger und interessanter ausfallen wird. Dergleichen Vervollständigungen werden noch in manchem andern Zweige eintreten.

Der Unterzeichnete glaubt daher annehmen zu dürfen, daß diese Zeitschrift vorzüglich geeignet sey, ein sogenanntes Familienblatt zu werden, das in keinem größeren häuslichen Kreise vermisst werden sollte. Jeder Familienvater hat es wohl selbst erfahren, wie oft er und die Seinen von Krankheiten heimgesucht werden; wie oft aber auch eine bloße Unvorsichtigkeit oder Unkenntniß der Sache, die leicht vermeidliche Schuld daran ist. Wie heilsam ist es daher, für so geringe Kosten einen immerwährenden Mahner im Hause zu haben, der die drohenden Uebel abhütet, die einbrechenden entfernt; dieser Nutzen ist um so einleuchtender für Jene, die auf dem Lande, und oft weit entfernt von ärztlicher Hülfe wohnen. Der Herausgeber hofft daher vorzugsweise seinen Lesekreis noch unter den Landbeamten, Pfarrern, Gutsbesitzern, Wundärzten und selbst Landleuten vermehrt zu sehen; so wie er glaubt, daß es für die zahlreichen Lesegesellschaften eine nützliche und erwünschte Abwechslung biethen wird.

Da diese Zeitschrift, ihrem Inhalte gemäß, nicht mit jenen Blättern zu verwechseln ist, die nur durch das Interesse des Tages bestehen, und die allen Werth verlieren, wenn die Zeit ihres Erscheinens verschwunden ist; so glaubt der Herausgeber, daß sie gesammelt und gebunden, ein immerwährendes nützliches Hausbuch bleiben, und gleichsam eine mediceinische Hausapotheke bilden wird, wo man sich jeden Augenblick für alle Fälle Rathes erhohlen kann. Zu diesem Zwecke hat der Unterzeichnete auch vom ersten Jahrgang eine stärkere Auflage veranstaltet, als für den Augenblick nöthig war, um die noch eintretenden Pränumeranten, welche die Zeitschrift gewiß vollständig wünschen werden, damit versehen zu können. Und um den Ankauf noch zu erleichtern, hat er sich entschlossen, den ersten Jahrgang für Alle, welche als neue Pränumeranten für das Jahr 1831 eintreten, sowohl hier in Wien als in den Provinzen, um den Preis von 3 fl. C. M. ablassen zu wollen. Jedoch kann in den Provinzen der Jahrgang 1830 um diesen Preis nur durch die Buchhandlungen bezogen werden.

Zugleich wird diesem Jahrgange (1830) ein alphabetisches Sachregister beigegeben werden, damit bey vorkommenden Fällen, wo Rath und Hülfe gesucht wird, der betreffende Gegenstand leicht aufgefunden werden könne.

Um daß durch die Wohlfeilheit der Zeitschrift es möglich werde, ihre Verbreitung um so nutzbringender zu machen, hat der Herausgeber, seinem Versprechen treu, den Preis ganz in dem früheren Verhältnisse belassen, und denselben für den kommenden vollständigen Jahrgang, in Wien auf 6 fl. C. M. und in den Provinzen auf 8 fl. C. M. bestimmt.

Die Pränumerationsrechnung kann auch halbjährig, in Wien mit 3 fl. C. M., in den Provinzen mit 4 fl. C. M. geleistet werden; und um den Ankauf hier am Platze noch mehr zu erleichtern, wird in Wien selbst eine vierteljährige Pränumerationsrechnung mit 1 fl. 30 kr. C. M. angenommen werden.

Der Ort der Ausgabe und Pränumerationsrechnung für diese Zeitschrift bleibt, wie bisher, für Wien die Strauß'sche Verlagsbuchhandlung (Comptoir des österreichischen Beobachters, Dorotheergasse Nr. 1108).

In den Provinzen werden Bestellungen bey allen k. k. Postämtern angenommen, und sollten sich irgendwo Schwierigkeiten oder Irrungen ergeben, so wird ersucht, sich nur unmittelbar mit dem Pränumerationsbetrage an die hiesige k. k. Hospoſtamtshauptzeitungs-Expedition, nebst Angabe des Wohnortes, Namens und Charakters, zu wenden, wo die Blätter allfogleich und pünctlich, und zwar wie bisher zweymahl in der Woche, Mittwoch und Sonnabend, unter gedruckten Couverts versendet werden.

Im Wege des Buchhandels ist die Zeitschrift durch die Zandler'sche Buchhandlung zu erhalten, welche die Versendung derselben von jetzt an übernommen hat. Sie wird in Monatsheften, mit Umschlag und Inhaltsanzeige versehen, und zwar gegen ganzjährige Pränumerationsrechnung um den oben angezeigten Preis (8 fl. C. M.) von besagter Buchhandlung ausgegeben, und in alle k. k. Provinzen, so wie in das Ausland versendet werden.

Herausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Wittve, Dorotheergasse Nr. 1108.